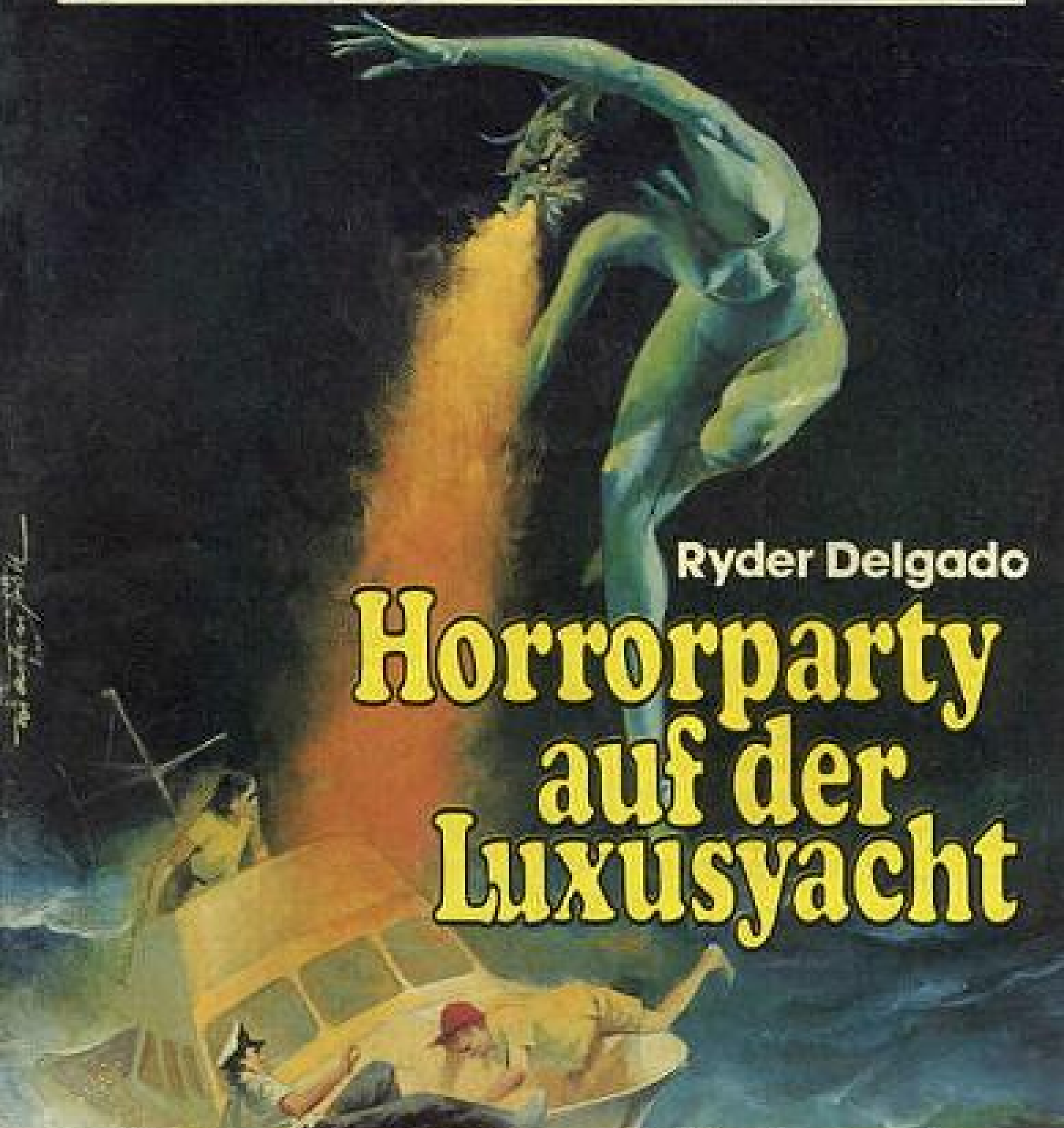
1,60 DM / Band 80
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen



Ryder Delgado

Horrorparty auf der Luxusyacht

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- inkl. / Spanien P 70



Horrorparty auf der Luxusyacht

Damona King Nr. 80

von Martin Eisele

erschienen am 08.03.1982

Horrorparty auf der Luxusyacht

»Haie!«

Entsetzt hauchte Muriela Sarantini dieses eine Wort. Ihr dürrer Körper spannte sich. Wie von selbst rissen ihre Hände das Opernglas, das sie – typisch Snob – immer bei sich trug, an die Augen. Sie starrte wieder auf die regenverhangene See hinaus. Grau und schaumgekrönt wogten die Fluten.

Deutlich sah sie die schwarzen Dreiecksflossen. Mindestens drei Dutzend! Sie hatten die Yacht förmlich umzingelt! Muriela Sarantini stieß sich von der Reling ab und hastete über das Deck davon. Es sah aus, als würden die Haie auf etwas lauern. Das mußte sie Kapitän Boscentis melden!

Mit kurzen, nervösen Schritten trippelte sie die Treppe zur Brücke hinauf. Der Kapitän hatte Besuche hier oben verboten. Aber das hier war schließlich ein Notfall.

Muriela Sarantini riß die Tür zum Ruderhaus auf und stürmte hinein.

Sicherheitshalber hatte sie genügend Anlauf genommen, damit sie auch weit genug kam, bevor einer der Offiziere sie aufhalten konnte. Ein jäher Schmerz explodierte an ihren Schienbeinen, als sie gegen den harten, länglichen Gegenstand stieß, der ihr im Weg stand. Kopfüber stürzte die Sarantini und prallte schwer zu Boden. Sie war über einen schwarzen Sarg gestolpert!

In dem Sarg lag jemand!
Jemand, der noch lebte!
Der Deckel, der nur lose darauf lag, bewegte sich mit einem harten, scharrenden Geräusch!
Muriela Sarantini richtete sich auf. Ihr Herz hämmerte schmerzhaft. Ein schmerzhaftes Ziehen war in ihrem Schädel. Sie war mit dem Kopf hart auf den Boden geschlagen, und so einen Sturz verdaute man nicht so einfach. Sie sowieso nicht, weil sie ein Fliegengewicht war.
Aber das Scharren ließ sie ihre Sorgen vergessen.
Sie rappelte sich auf, stand benommen in der Dunkelheit, die im Ruderhaus herrschte. Die schwarzen Vorhänge waren zugezogen.
Nur von den Instrumenten, an denen hin und wieder Lichter blinkten, kam ein bißchen Helligkeit. Das Steuerrad bewegte sich, wie von unsichtbaren Händen bewegt, hin und her – hin und her.
Die Ruderhaustür war geschlossen.
Muriela Sarantini stieß pfeifend den Atem aus, den sie bisher angehalten hatte. Sie wußte genau, daß sie die Tür nicht geschlossen hatte. Dazu war gar keine Zeit mehr gewesen.
Der Sargdeckel lag jetzt bewegungslos, aber ein schmaler Spalt war entstanden.
Muriela Sarantini starrte hin. »Gütige Madonna!« stöhnte sie. War sie vielleicht übergeschnappt? Hatte ihr der Sturz den Verstand geraubt, daß sie jetzt Dinge sah, die es gar nicht gab, nicht geben *durfte*?
Ein Sarg im Ruderhaus!
Wo war Kapitän Boscentis? Wo die Offiziere?
Was ging hier vor?
Wie aus weiter Ferne hörte sie die Dieselmotoren, das Stampfen der Maschinen. Das schien ihr die einzige Verbindung zur Realität.
Außerdem – dieser süßliche Verwesungsgestank, der in der Luft hing… Sie schüttelte sich, wagte endlich, einen Schritt vorwärts zu machen.
Auf den Sarg zu.
Eine unheimliche, eiskalte Drohung schien von ihm auszustrahlen.
Etwas Grauenvolles…
Schwarz wie die Nacht war es in dem Spalt.
Wer lag in diesem Sarg?
Sie mußte es wissen. Muriela Sarantini riß sich zusammen. Sie hatte zwar Angst, aber ihr Mann war ja auch noch da, wenn sie dem nachher erzählte, was sie hier erlebt hatte, dann würde er sich den Kapitän sowie den Gastgeber kaufen. Ihr Mann verstand keinen Spaß. Mit so viel Geld, wie er hatte, brauchte er auch keinen verstehen.
»Kapitän Boscentis?« rief sie fragend.
Ein schauderhaftes Stöhnen antwortete ihr.
Es kam aus dem Sarg!

Sekundenlang glaubte sie, in dem Spalt einen Bewegung zu sehen, sie wollte sich vorstürzen, den Deckel einfach zur Seite zerren und hineinsehen.

Aber derjenige, der in dem Sarg lag, kam ihr zuvor!

Der Sargdeckel erhielt einen wuchtigen Stoß und fiel zu Boden. Es krachte. Die dürre Millionärsgattin prallte zurück, die Augen vor Schrecken geweitet. Ihr Mund klaffte auf, wobei die dick mit Lippenstift angemalten Lippen bebten und zuckten.

»Herr Kapitän, – ich – ich – nein, nicht…«, stammelte sie völlig durcheinander. Ihre Hände hoben sich abwehrend. Sie zitterte, ihr ganzer Körper zuckte, als würden Stromstöße hindurchgejagt.

In dem offenen Sarg aber richtete sich mit grotesk anmutenden Bewegungen Kapitän Boscentis auf. Seine bleichen Hände mit den langen Fingernägeln krallten sich an den Längsseiten des Sarges fest, zogen den Oberkörper hoch. Wieder stöhnte er, als wäre er qualvoll aus einem tiefen Schlaf erwacht.

Seine Augenlider hoben sich mit einem Ruck.

Kalt starrte er die bebende Frau an, die am Fußende des Sarges stand. Wie festgenagelt stand sie da. Der Blick des Kapitäns ging Muriela Sarantini durch und durch. Eiseskälte legte sich auf ihre Knochen, fror ihre Muskeln und Sehnen ein, lähmte ihr Gehirn.

Das totenbleiche Gesicht des Kapitäns entspannte sich. Ein Lächeln verzog die schmalen, blutleeren Lippen, wodurch die Zähne entblößt wurden.

Die Eckzähne waren lang und spitz.

Vampirzähne!

***

Heathrow Airport!

»Da sind wir!« sagte Mike Hunter gutgelaunt, und zog den Porsche 928 Cabriolet in die freie Parkbucht.

»Du kannst es wohl nicht erwarten, mich loszuwerden.«

»Fürwahr, fürwahr«, nuschelte Mike geziert.

Damona King wußte, worauf er damit anspielte, ließ ihn aber ins Leere Laufen.

Mike störte das nicht. Er summte »Money, Money, Money« vor sich hin, stieg aus, umrundete den Flitzer und hielt Damona galant den Wagenschlag auf. »Darf ich bitten, Madam?« Eine Verbeugung folgte.

»Fehlt nur noch, daß du jetzt noch mit dem Schnupftüchlein wedelst«, lächelte sie.

»Augenblick!« Und schon hielt Mike sein rotblau kariertes Taschentuch in der Rechten und tupfte sich noch gezierter die Nase.

»Wenn’s so belieben, Madam?« Fragend blickte er sie an, die linke Augenbraue dezent erhoben.

»Du Spinner!«

Damona gab ihm einen Kuß, den er mit einem gehauchten »Oh!« quittierte. Das Taschentuch verschwand in den ausgebleichten Jeans, die Mike mit Vorliebe trug, das devote Butlerlächeln blieb. Einige Leute schauten zu ihnen herüber. Wahrscheinlich aber weniger wegen Mikes Benehmen, sondern wegen Damona.

Beide beachteten sie die Blicke nicht.

Mike schloß die Tür, holte Damonas Koffer aus dem Kofferraum und nickte. »Wir können, Madam.«

»Du kannst deine Meinung noch immer ändern und mitkommen.«

»Igitt! Diese Schickeria ist nichts für mich. Drei Wochen von lauter Millionären umgeben sein…« Er schüttelte sich demonstrativ. »Sowas ist ansteckend, glaub mir. Schlimmer als Typhus. Oder die Pest. Ich kann mich jetzt schon sehen. Blassiert, ein Monokel im Auge, dazu Frack und Zylinder, no, sorry, Damona, aber diesen Kelch lasse ich an mir vorübergehen.« Ein boshaftes Lachen konnte er sich nicht verkneifen. »Dir aber wünsche ich viel Spaß.«

»Millionäre sind auch bloß Menschen. Wenn du sie in Unterhosen nebeneinander stellst, dann sieht man das ganz deutlich.«

»Trotzdem. Das sind zwei verschiedene Welten. Ich passe da nicht rein. Du eigentlich auch nicht. Ich verstehe immer noch nicht, weshalb du die Einladung angenommen hast.«

Damona ließ sich mit der Antwort Zeit, bis sie in Richtung Halle marschierten. Mike schleppte die beiden Koffer und markierte lautstark den überbeanspruchten Kuli. Er keuchte und schnaufte wie ein Asthmatiker.

»Drei Wochen Karibik«, meinte Damona endlich. »Das war halt verführerisch. Nach dem eisigen Schneeregen hier in London.«

»Ich weiß gar nicht, was du hast. Heute scheint doch die Sonne. Und auch ein bißchen Schnee ist liegengeblieben.«

»Heute. Ausnahmsweise.«

Sie betraten die Halle. Ein paar Männer verrenkten sich die Hälse, als Damona vorbeiging. Kein Wunder, mit ihr fiel man auf. Sie war schlank, nicht zu groß, nicht zu klein, sexy, die schwarze Mähne fiel bis weit über ihren Rücken, die grünen Hexenaugen und das leicht slawische Gesicht mit den hoch angesetzten Wangenknochen wirkten auf Knaben von neun bis neunzig. Wahrscheinlich kramten einige von ihnen jetzt in ihrer Erinnerung, welcher Filmstar ihnen da soeben über den Weg gelaufen war.

Das Ticket lag bereit, und als Damona es in Empfang nahm, wurde auch bereits ihr Flug ausgerufen. Hektik herrschte sowieso in der großen Halle. Durchsagen wurden dreisprachig abgehalten. Irgendwo pfiff jemand schrill und falsch. Die Menschen drängelten sich zum Flugsteig.

»Höchste Zeit«, brummt Mike.

Am Flugsteig ließen sie den anderen den Vortritt. »In der Karibik gibt es keinen Schnee«, sagte Damona und machte einen letzten Versuch, Mike doch noch umzustimmen. »Nur Sonne, endloses, türkisfarbenes Meer, Inseln, weiße Sandstrände, Palmen, Bikinigirls…«

Er schnalzte mit der Zunge. »Du machst es mir wirklich nicht gerade leicht. Dabei weißt du ganz genau, daß ich im Zölibat lebe.«

Damona seufzte theatralisch. »Ich geb's auf.«

»In dieser Sache wohl das Beste. Ehrlich, Damona, ich mag nicht. Die Creme des Geldadels auf einer einzigen Yacht. Das ist nichts für mich. Ich bleibe lieber hier. Vielleicht besuche ich mal meine Mutter in Islington, hab' mich schon eine ganze Weile nicht mehr bei meiner alten Dame blicken lassen.«

»Und außerdem hältst du sie regelrecht vor mir versteckt. Warum eigentlich?«

»Äh…« Mike wurde sichtlich verlegen. »Also, wenn ich dir das jetzt wirklich haarklein auseinandersetzen soll, dann verpaßt du garantiert deine Maschine. Weißt du, meine Mam, nun ja, sie ist ein bißchen sonderlich …«

»Das hast du mir schon ein paarmal gesagt. Langsam wird's verdächtig.«

Ihr Flug wurde ein zweites Mal aufgerufen.

»Du mußt los, Schatz!« erinnerte Mike geflissentlich und deutete auf die große Digitaluhr, die über der Flughafenauskunft angebracht war. »Und daß du mir den Kapitän nicht zum Frühstück vernaschst.«

»Immer diese Bedingungen.« Damona schüttelte lächelnd den Kopf. »Auch wenn du jetzt prima abgelenkt hast: um die Antwort von vorhin kommst du nicht herum. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.«

»Jaja. – Und wie gesagt, mit dem Kapitän…«

»Wenn man euch Männern den kleinen Finger gibt, dann wollt ihr gleich die ganze Hand samt Arm.«

»Und Brüstchen«, fügte Mike hinzu. Er blinzelte.

Sie knuffte ihm sanft und herzlich in die Rippen, daß er das Gesicht verzog, dann bekam er seinen Abschiedskuß.

»Komm gesund zurück.«

»Gesund und wohlgenährt und so braun, daß du vor lauter Neid blaß wirst.«

»Abwarten und Tee trinken. Wahrscheinlich wirst du die ganze Zeit über von ältlichen und launischen Ladys zum Bridge spielen eingespannt. Geldadel verpflichtet schließlich zur Wahrung einer gewissen Etikette.«

»Ich kann mich wehren, falls du das vergessen hast.«

Mike bekam seinen zweiten Abschiedskuß, und der reichte ihm noch immer nicht. Er zog Damona an sich, strich ihr über das blauschwarze

schimmernde Haar und küßte sie noch einmal. Zärtlich, aber doch auch energisch. Ziemlich atemlos löste sie sich von ihm. »Wenn du so weitermachst, dann bleibe ich auch noch hier.«

»Alles Taktik.«

Sie lachte und ging durch den Flugsteig. Mike sah ihr nach, bis sie in den Bus stieg, der sie und die anderen Passagiere zu der bereitstehenden Boeing aufs Startfeld hinausbefördern sollte.

Wenig später sah er sie die Gangway hinaufgehen, sie winkte, er winkte zurück.

Jetzt tat es ihm doch ein bißchen leid, nicht mit ihr gegangen zu sein. »Gelobt sei, was hart macht«, murmelte er vor sich hin. Und nach einer Weile, als die Boeing startete und leicht wie eine Feder abhob: »Aber wer will schon immer hart sein?«

Er zuckte die Schultern, wandte sich ab und verließ die weitläufige Halle mit ihrer schwülen Hitze und ihrer lauten Hektik.

***

Todesangst!

Ja, es war die nackte Todesangst, die ihr im Nacken saß und ihr die Tränen der Verzweiflung in die Augen trieb, während der Unheimliche aus dem Sarg auf sie zukam.

Das falsche Lächeln umspielte noch immer seine Lippen.

Dann sprach er.

»Haben Sie etwa Angst vor mir, teuerste Mrs. Sarantini?«

Diese Frage hätte Muriela Sarantini am allerwenigsten aus dem Mund des Kapitäns zu hören erwartet. Sie stieß ein hysterisches Lachen aus, wich einen Schritt zurück. »Was für ein Spiel treiben Sie mit mir, Kapitän Boscentis? Was hat das alles zu bedeuten?«

»Ein Scherz, mehr nicht, Mrs. Sarantini.« Das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht. »Wir wollen doch eine stilechte Karnevalsparty feiern, nicht wahr? Ich spiele den Vampir.«

Muriela Sarantini schüttelte den Kopf. Sie spürte, daß ihr wieder wohler wurde, die schlimmste Angst war weg. »Und – und das proben Sie jetzt – und hier?«

»Warum nicht? Die OSIMDAS ist auf Kurs, die automatische Steuerung sorgt schon dafür. Wir Menschen sind abkömmlich.« Er lachte und sah jetzt überhaupt nicht mehr unheimlich und furchteinflößend aus.

»Ich weiß nicht – vielleicht sollte ich jetzt besser gehen.«

»Aber nein, bleiben Sie doch noch einen Augenblick. Ich möchte mich für den Schrecken, den Sie meinetwegen ausgestanden haben, entschuldigen. Sagen wir, mit einem Glas Cognac? Sie dürfen mir diese Versöhnungsgabe nicht abschlagen, Mrs. Sarantini.«

Muriela sah den Kapitän an, wie er groß und braungebrannt vor ihr

stand. Sein Blondschopf war zerzaust, die blauen Augen, die vorhin wie glühendes Eis gestrahlt hatten, blickten jetzt freundlich und beinahe flehend.

»Also gut.« Sie nickte, wie um sich selbst Mut zu machen. Der Schreck saß ihr noch in allen Gliedern.

»Kommen Sie.«

Sie verließen das Ruderhaus durch eine niedrige Tür und gelangten in einen angrenzenden, relativ kleinen, aber sehr geschmackvoll und gemütlich eingerichteten Raum. Davon, daß man hier in einer Schiffskabine war, merkte man eigentlich nichts. Muriela fühlte sich fast wie zu Hause inmitten der gemütlichen, kostbaren Ledermöbel, der Teakholz-Schranke, der Bar mit ihren Kristallkaraffen und mundgeblasenen Gläsern.

Kapitän Boscentis schenkte zwei bauchige Gläser ein, kam dann zu Muriela Sarantini herüber, die mitten im Raum stehengeblieben war.

»Setzen Sie sich doch. Auf den Schrecken hin wird Ihnen das gut tun.«

»Ja, da haben Sie wahrscheinlich recht.« Sie lächelte schüchtern.

»Ich habe mir die Schienbeine angestoßen.«

»Als Sie über den Sarg gestolpert sind.«

»Ja.«

»Es war ungeschickt von mir, dieses Ding mitten in den Weg zu stellen.« Er wartete, bis sie sich gesetzt hatte, dann nahm er ebenfalls Platz.

»Auf Ihr Wohl, Mrs. Sarantini.« Er hob den Cognacschwenker, nickte ihr zu, lächelte wieder.

Sie tranken. Die bunten Gardinen waren auch hier vor die Bullaugen gezogen, jedoch wirkte dieser Raum heller und freundlicher als das Ruderhaus.

»Warum haben Sie es getan?« fragte Muriela Sarantini nach einer Weile.

»Was?«

»Ich meine – warum haben Sie mir den Vampir vorgespielt? Ich hätte einen Herzschlag bekommen können.« Sie lachte, es klang nervös.

»Es war ein schreckliches Versehen, glauben Sie mir. Als ich mit dem Drama loslegte, dachte ich, es wäre einer meiner Offiziere, Mannings oder Tremloe. Denen wollte ich eine Kostprobe meines schauspielerischen Könnens geben.« Er hob die Schultern, machte ein betretenes Gesicht, was ihn wie einen großen Jungen aussehen ließ. »Als ich dann plötzlich Sie vor mir sah, bin ich mindestens genauso erschrocken wie Sie.«

»Deshalb waren Sie also so bleich.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Aber diese Zähne… Diese langen Eckzähne …«

»Eckzähne? Ich habe keine langen Eckzähne. Da müssen Sie sich im Eifer des Gefechts verguckt haben.« Er machte »Grrr…« und entblößte zwei Reihen schneeweißer Zähne. Die Eckzähne waren wirklich normal, weder lang, noch spitz.

Muriela Sarantini wischte sich die feuchten Handflächen an ihrem Jersey-Kleid ab. Sie war beruhigt, spürte die Unruhe und Nervosität nur noch wie aus weiter Ferne.

»Wahrscheinlich war ich wirklich etwas – nun – etwas außer mir«, gestand sie mit einem leichten Erröten.

»Na, sehen Sie. Kommen Sie, darauf müssen wir noch einen trinken.«

Er stand auf, schenkte nach und kam wieder zu ihr zurück. Währenddessen schweiften Muriela Sarantinis Gedanken aber schon in andere Richtungen ab. Was war das doch aufregend! Sie allein hier mit dem gutaussehenden Kapitän Boscentis. Und wie er mit ihr sprach, als würde er sie sympathisch finden…

Ihr Herz klopfte schneller, dieses Mal aber nicht aus Angst, sondern weil sie daran denken mußte, wie ihre Freundinnen in New York sie beneiden würden, wenn sie ihnen das erzählte. Eine Romanze mit diesem gutaussehenden, verwegenen Draufgängertyp…

Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und rückte näher zu ihm hin.

»Alles verziehen?« fragte er. Seine Stimme klang ein bißchen rauh, aber das führte sie auf ihre Nähe zurück. Sie war zwar dürr, eine richtige Bohnenstange, wie ihr Mann Niarchos immer sagte, aber dennoch hatte sie auch ihre Reize. Mit ihrem beinahe kindlichen Gesicht und den großen, braunen Augen wirkte sie durchaus, und das wußte sie auch.

Sie löste die Haare, die sie im Nacken mit einem blauen Samtband zusammengebunden hatte, reckte sich mit einem wohligen Seufzen, dann fragte sie: »Darf ich mir die Jacke ausziehen, Kapitän? Mir ist jetzt doch ein bißchen warm geworden?«

»Aber sicher, Mrs. Sarantini.«

»Sie dürfen Muri zu mir sagen.«

»Einverstanden, dann bin ich für Sie Max.« Er sagte es sehr leise.

Muriela Sarantini zog die gelbe Gummijacke aus. Sie war noch immer naß, denn bevor sie die Haie entdeckt hatte, war sie schon eine ganze Weile an Deck gewesen. Es machte ihr Spaß, bei Regen das Meer zu beobachten.

Die Haie!

Sie überlegte, ob sie ihm jetzt davon noch erzählen sollte, entschied sich aber dagegen. Das konnte die ganze schöne Stimmung kaputt machen.

»Wo wir jetzt doch per Du sind«, begann sie mit dunkler Stimme, »könnten wir das doch auch entsprechend besiegeln, oder?«

Das braungebrannte Gesicht Max Boscentis' wurde weich, und als er

jetzt wieder lächelte, knitterte die Haut rund um seine Augen.
»Und ihr Mann?«
»Der ist mit Gyselda, seiner Sekretärin, beschäftigt.«
»Also eine freizügige Ehe?«
»Eine sehr freizügige.«
Muriela Sarantini hoffte, daß der Kapitän diesen Wink mit dem Zaunpfahl verstand.
Das tat er wirklich, denn er, beugte sich zu ihr hinüber, stellte gleichzeitig sein Glas ab, dann nahm er sie in die Arme. Muriela drängte sich an ihn, hob ihm die Lippen entgegen, spürte die seinen – und zuckte zusammen.
Sie waren eiskalt!
Genauso eiskalt wie sein ganzer Körper! Die Kälte strahlte buchstäblich durch seine weiße Kapitänsuniform durch, sickerte in ihren Körper ein und schockte sie.
Keuchend riß sie sich los.
»Aber Muri…«
»Max, um Himmels willen, was ist denn mit dir? Du bist ja ganz kalt!«
»Der Schrecken von vorhin sitzt mir halt noch in den Gliedern.« Er machte einen zerknirschten, aber auch enttäuschten Eindruck.
Muriela stand auf. »Ich – ich muß jetzt gehen, Max.«
»Aber du bist nicht mehr böse? Ich meine…«
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin nicht mehr böse.«
Er stand ebenfalls auf, trat ganz dicht zu ihr hin. »Und wegen meiner Überraschung… Du wirst doch nichts verraten?«
Sie lachte abgehackt. »Nein, nein, ich verrate nichts.«
Er schien erleichtert. »Dann wird die Karnevalsparty ein voller Erfolg. Eine Horror-Party an Bord, das war noch nicht da. Du wirst sehen – ein toller Spaß.«
»Ja.«
»In drei Tagen laufen wir die Bahamas an und nehmen dort die restlichen Gäste an Bord, so lautet Monsieur Zarangars Order. Und danach – danach geht es rund.«
Muriela Sarantini zwang sich zu einem Lächeln. Sie öffnete und schloß die Fäuste. Die Handflächen waren wieder feucht. Sie hielt es in Boscentis Nähe nicht mehr aus. Sie wollte aus dieser Kabine raus, wollte allein sein.
»Ich bin froh, daß mein Geheimnis bei dir in guten Händen ist.«
Er brachte sie zur Tür, geleitete sie auch durch das Ruderhaus und verabschiedete sich dann mit einem galanten Handkuß von ihr.
»Meine Verehrung, Muri. Und – wenn du willst – du kannst mich jederzeit auf der Brücke besuchen. Für dich gilt das allgemeine Verbot nicht mehr, jetzt, da du zum Kreis der Eingeweihten gehörst.«

»Danke.«

Sie hastete davon, zog die Windjacke erst an, als sie um die Ecke des Ruderhauses gebogen war. Es regnete nicht mehr. In der Ferne, dort, wo Wasserspiegel und Himmel miteinander verschmolzen, klarte das Wetter auf. Zaghafte Helligkeit breitete sich aus, verzauberte die bleigrauen Meereswogen, den Schaum, der darauf tanzte, ließ sie wie Silber erscheinen.

Auch die Haie waren nicht mehr zu sehen.

Muriela hob das Opernglas an die Augen, sah hindurch und stieß einen enttäuschten kleinen Schrei aus. Es war kaputt. Wahrscheinlich durch den Sturz.

Sie schüttelte den Kopf, dann stieg sie die Stufen hinunter. Sie war allein an Deck. Die anderen Gäste zogen es vor, sich entweder in ihren Kabinen oder im Gemeinschaftsraum mittschiffs aufzuhalten.

Sollten sie. Ihr tat die frische Luft gut. Zu durcheinander war sie durch das Erlebnis mit dem Kapitän. Hatte er ihr die Wahrheit gesagt?

Warum sollte er sie belügen?

Vampire gab es nicht.

Oder doch? Max Boscentis war so kalt gewesen, eiskalt, als würde in seinen Adern kein Tropfen Blut fließen. Konnte diese Kälte wirklich nur von dem Schrecken herrühren, den er angeblich erlitten hatte?

Nachdenklich schlenderte sie an der Reling entlang, zum Bug der schnittigen 60-Meter-Yacht OSIMDAS. Die Segel waren eingeholt und vertäut, momentan trieben die Motoren die Yacht durch die gekräuselten Wellen voran. Die Taue knarrten. Es roch nach Salz und Seetang. Die Brise frischte auf, aber mit dem aufkommenden Wind riß auch die Wolkendecke weiter auf, das Abendlicht übertünchte das Meer. Es war ein bezaubernder Anblick. Fehlte nur die blutrote Sonne. Aber die hielt sich konsequent hinter den Wolken versteckt.

Schade.

Boscentis…

Er hatte auf alles eine Antwort gehabt. Eigentlich hätte sie zufrieden und beruhigt sein müssen.

Warum war sie es nicht?

Ein unangenehmer Schauer rieselte über ihren Rücken, so daß sie fror. Muriela Sarantini überlegte, ob sie ihren Mann einweihen sollte. Nein. Er würde mit seinem Hau-Ruck-Draufgängertum alles nur viel schlimmer machen. Vielleicht mißtraute sie Boscentis zu Unrecht. Er war nett. Er hatte sie geküßt, und sie wäre auch nicht abgeneigt gewesen, ihm mehr zu gestatten.

Muriela blieb stehen. Sehnsüchtig sah sie über die Wellen, beobachtete, wie sie sich hoben und wieder senkten, ein ewiges Wechselspiel. Unaufhaltsam pflügte die OSIMDAS ihrem fernen Ziel entgegen.

Muriela dachte an ihren Mann Niarchos, der sich jetzt mit Gyselda vergnügte und von ihr erwartete, daß sie sich nicht in der gemeinsamen Luxuskabine blicken ließ. Sie seufzte.

Vielleicht wurde aus ihrer Romanze mit dem Kapitän ja doch noch etwas. Damit sie wenigstens zu Hause etwas zu berichten hatte.

Und damit schob sie die letzten Bedenken, die sich noch in ihr gehalten hatten, endgültig beiseite.

Den Blick auf den fernen, silbernen Horizont gerichtet, träumte sie mit offenen Augen von einem Rendezvous mit Boscentis.

Von einem Rendezvous mit einem Teufel…

***

»Narr, verdammter!«

Boscentis duckte sich, als fürchte er sich vor Schlägen. Sein Gesicht war eine Grimasse der Angst.

Auf der glatten Gesichtsfläche seines Gegenübers erschien ein Augenpaar, das ihn zornig anstarrte. Die Schlitzaugen glühten wie Kohlestücke. »Warum hast du dich in den Sarg gelegt? Du hast den Plan gefährdet, weißt du das?«

»Das Tageslicht, Herr…«

»Im Ruderhaus ist es dunkel, genug. Außerdem habe ich dich gegen die Helligkeit des Tages gefeit. Der Zauber wirkt noch mindestens eine Woche!«

»Ja, Herr, ich weiß, es…«

»Wenn sie etwas gemerkt hat, dann…«

»Sie hat nichts gemerkt, Herr!«

Der Mann im schwarzen Anzug beruhigte sich. »Wirklich nicht?«

»Ich konnte sie davon überzeugen, daß alles nur ein – ein Scherz war.«

»Ein Scherz!« Der Schwarzgekleidete spie die beiden Worte förmlich heraus. »Nun gut. Wenigstens hast du sie nicht gebissen. Die Vampirmale wären zu auffällig gewesen. – Aber wenn sie Verdacht geschöpft hat, muß sie sterben. Allerdings erst, wenn wir die Bahamas hinter uns gelassen haben«, fügte er dann hinzu, wobei er ein satanisches Kichern ausstieß. »Bevor die restlichen Gäste nicht an Bord sind, darf nichts Ungewöhnliches passieren, ist das klar? Ich will sie alle haben, alle!«

»Ich werde mich um die Sarantini kümmern. Sie wird nicht reden.« Der Kapitän zwang sich, zu dem hochgewachsenen Schwarzgekleideten aufzusehen.

Es fiel ihm schwer.

Die Aura, die sein Gegenüber wie ein penetrant riechendes süßliches Parfüm einhüllte, war eine Aura der Schwarzen Macht! Ja, der Mann, der im Ruderhaus vor ihm stand, war ein Mächtiger, ein Hexer!

Er, Boscentis, hingegen, war nur ein rangniedriger Handlanger, ein Vampir, bisher immer zuverlässig, und zudem ein guter Schauspieler, was er in der Sache Muriela Sarantini ja bewiesen hatte. Und – er konnte seine Gier nach Blut der Sterblichen unter Kontrolle halten, wie auch die anderen. Aus diesen Gründen waren sie schließlich hauptsächlich von dem Hexer auserwählt worden.

Dessen großes Vorhaben durfte nicht durch Unbeherrschtheit oder stümperhaftes Vorgehen gefährdet werden.

»Ja«, grollte der Schwarze. »Du wirst dich in der Tat um sie kümmern. Du wirst sie nicht mehr aus den Augen lassen. Sie darf nicht reden!«

Boscentis nickte. Er schlug seine Blicke nieder. Er konnte nicht mehr länger in das grauenvolle Gesicht des Hexers sehen. Es war nur eine glatte Fläche – eine magische Maske; nicht einmal Boscentis wußte, wie der Hexer wirklich aussah. Aber je nachdem, aus welchem Winkel er darauf sah, spiegelten sich furchtbare, blitzschnell wechselnde Szenen darauf.

Die Szene von einem gepfählten Vampir, der sich in letzter Todesnot aufbäumte, an die Wunde in seiner Brust griff, das schwarze Blut, das heraussprudelte, stoppen wollte…

Die Szene von Tod und Verderben in den gierig hochleckenden Flammen eines gewaltigen Feuers…

Die Szene von sieben silbernen Kreuzen, die ihr verfluchtes, todbringendes grelles Licht verstrahlten, glitzerten, flimmerten, Kaskaden winziger Kristallstrahlen versprühten…

Er hielt es nicht aus, und der Hexer wußte das.

»Du kennst meine Macht«, flüsterte er gefährlich leise. »Noch eine Dummheit, und ich werde dich zur Rechenschaft ziehen. Auf sehr schmerzliche Art und Weise. Ich werde dich pfählen und dann an der Rah aufhängen!«

Der Schwarzgekleidete lachte meckernd, als sich Boscentis zusammenkrümmte. Er witterte die Angst des Kapitäns. »Ich sehe, du hast mich verstanden. Gut. Ich werde mich jetzt wieder unter die Gäste mischen. Und du…« Er tippte Boscentis mit dem schwarzen Knauf seines Spazierstocks hart gegen die Brust. »Du kümmerst dich um die Sarantini. Und vor allem auch um die Geister der Untiefen. Sie müssen sich noch drei Tage und drei Nächte gedulden. Sag ihnen das.«

***

Es war heiß und windstill.

Das Meer konnte man vom Hotel aus als spiegelglatte, tiefblaue Fläche sehen. Damona genoß die Aussicht, dachte kurz an das winterlich kalte London und Mike, der es vorgezogen hatte, dort zu bleiben. Selber schuld, sagte sie sich dann energischer als beabsichtigt,

denn ein bißchen tat es ihr schon leid, daß er nicht da war.

Sie hatte kalt geduscht und stand jetzt mit nassen Haaren, die ihr zerzaust ums Gesicht hingen, auf dem kleinen Balkon im 10. Stock des weißen Luxushotels JASMIN, das nur ein paar Steinwürfe vom Yachthafen entfernt war. Ein paar Seevögel kreisten in der Nähe, aber die nahmen keinen Anstoß daran, daß sich Damona im Evaskostüm präsentierte. Von unten her konnte sie nicht gesehen werden, andere Einblickmöglichkeiten für eventuell interessierte Zuschauer gab es nicht; der Architekt dieses babylonischen Hotelturms hatte wirklich ganze Arbeit geleistet.

Damona rubbelte sich die Haare trocken, setzte sich in den hochlehnigen Korbsessel und zuckte leicht zusammen, als an ihrem Schenkel etwas piekste. Eine Faser, die sich widerspenstig aus dem Korbgeflecht gelöst hatte. Sie bog sie weg, hängte dann das Handtuch über die Sessellehne und streckte sich. Palmen, Meer, Sonne.

Was wollte man mehr? Der Himmel war herrlich, ein paar Schönwetterwölkchen schwebten über dem Horizont, eine schneeweiße Segelyacht lief zu einem Törn aus. So etwas auf einer Postkarte, und man spricht automatisch von Kitsch, dachte Damona King.

Leise waren Stimmen zu hören, unten fuhren ein paar Autos vorbei, und das Rauschen der Brandung bildete die romantische Hintergrundmelodie. Damona fühlte sich rund herum wohl. Sie hatte noch eine Stunde Zeit. Das reichte.

Punkt 12.00 Uhr Ortszeit würde sie am Kai unten sein, und dann würde es erst richtig losgehen mit dem Urlaub.

Drei Wochen lang eine Kreuzfahrt in der Karibik.

Dazu eingeladen hatte ein gewisser Monsieur Zarangar. Sie selbst hatte noch nie von ihm gehört, aber Romano Tozzi, ihrem Generalmanager, war Zarangar wohlbekannt. Angeblich ein wahres Börsengenie, in Paris eine lebende Legende, ein Mann, der alles, was er anfaßte, zu Geld, Geld und nochmals Geld machte.

Kurzum: Dieser Monsieur Zarangar hatte seinerseits von Damona King und dem florierenden King-Konzern gehört und sie und Mike Hunter zu der Karibikkreuzfahrt eingeladen.

Es sollte eine Kreuzfahrt der reichen Leute werden. Auf der Yacht des Multimillionärs Zarangar war für normale Sterbliche kein Platz.

Dieses Selbstverständnis Zarangars gefiel Damona nicht sonderlich, genausowenig wie Mike, der deshalb ja nicht mitgekommen war.

Aber sie war neugierig auf Zarangar, der ziemlich von sich überzeugt sein sollte. Sie wollte ihn kennenlernen. Und natürlich hatte auch die Karibik gelockt.

Jedenfalls: Sie würde Zarangar nachher kennenlernen, alles weitere würde sich geben.

Sie war auf jeden Fall fest entschlossen, auszuspannen – und sich von nichts und niemandem einspannen zu lassen. Möglich, daß Zarangars Einladung nämlich genau Letzteres vorbereiten sollte. Ein Mann wie er tat sicherlich nichts ohne festen Grund. Aus Spaß an der Freude hatte er sie jedenfalls nicht auf seine Yacht und zu der Kreuzfahrt eingeladen.

Ausspannen…

Damona ließ das Wort förmlich auf der Zunge zergehen. Die letzten Wochen waren hektisch genug gewesen. Die Abenteuer, die sie neben ihrem ›normalen‹ Leben als Konzernchefin als Dämonenkillerin zu bestehen gehabt hatte, reichten normalerweise für drei Leben.

Der Kampf gegen die Blutgötter in Griechenland, die Vernichtung der Bluttümpel und Entmachtung der alten Götter. Dann das Finale in London, im Nachtclub des Satans. Bastarda, die Teufelin, die Unterführerin der Blutgötter, war endlich vernichtet. Damona und Mike hatten ihrem dämonischen Wirken ein für allemal ein Ende gesetzt.

Damona wollte nicht länger an diese Dinge denken. So schweiften ihre Gedanken ab, zu Ben Murray, ihrem und Mikes schrulligem Freund. Der Scotland-Yard-Inspektor war bei ihrem letzten Abenteuer schwer verletzt worden. Ein Steckschuß in der linken Brust.

Mittlerweile stand aber fest, daß er durchkommen würde. Es würde seine Zeit dauern, aber dann war Ben wieder ganz der alte. Sie hatten ihn in den vergangenen zwei Wochen jeden Tag besucht, ebenso hatte das auch Laurinda McIntire getan, die schwergewichtige Taxifahrerin, die sie vor Bastardas Seelen-Sammler gerettet hatten.

Wenn es möglich gewesen wäre, dann hätte Damona Ben mit auf die Kreuzfahrt genommen, aber Ben durfte das Krankenhaus noch nicht verlassen.

Das war der Stand der Dinge, und jetzt war sie hier auf den Bahamas, wollte nichts als ihre Ruhe haben, ausspannen, Kräfte sammeln. Einige Schlachten gegen das Dämonenreich waren gewonnen, der Krieg jedoch noch lange nicht. Da gab es noch immer Asmodis’ Schwarze Familie der Dämonen, und sicher würden auch die versprengten Getreuen der Blutgötter und Bastardas irgendwann wieder von sich hören lassen.

Ein leichtes Kristallklingen strahlte von dem steinernen Hexenherz aus, das sich neben ihr richtiges Herz in ihre Brust hineingefressen hatte. Die Wunde war so verwachsen, daß man nichts mehr sah, es gab nicht einmal eine Narbe.

Als Damonas rechte Hand unbewußt diese Stelle berührte, versickerte das Klingen. Das magische Relikt, das momentan dem Geist von Damonas Mutter Vanessa als Heimstatt diente, schwieg wieder.

Damona stand auf und ging in das geräumige, lichtdurchflutete Appartement hinein. Die Klimaanlage fächelte kühle Luft. Damona rubbelte ihr Haar noch ein letztes Mal durch, dann ging sie ins Schlafzimmer hinüber und zog sich an.

Leichte Kleidung; die leichteste, die sie sich denken konnte: einen cremefarbenen Tanga-Bikini, der zu ihrer von Natur aus immerbraunen Haut den richtigen Kontrast setzte, dazu eine weite, weiße Bluse, die sie über dem Bauchnabel knotete, sowie leichte Slippers.

Sie hoffte nicht, daß Monsieur Zarangar von seinen Gästen erwartete, daß sie im nachtblauen Abendkleid mit Federboa antanzten.

Sie telefonierte mit der Rezeption, bat darum, daß einer der Hotelboys ihre beiden Koffer zum Hafen hinunterbrachte, und wenig später verließ sie das Appartement. In einer leichten Sporttasche trug sie ihre ganz persönliche Habe bei sich – und dazu zählte für sie ganz speziell die Luger, die mit geweihten Silberkugeln geladen war, sowie der Silberne Dolch. Ohne Waffen ging sie nirgendwo mehr hin. Böse Überraschungen in der Vergangenheit hatten sie vorsichtig werden lassen. Die dämonische Gegenseite schlief niemals.

Die Rechnung beglich sie im Office des Hotel-Generalmanagers mit ihrer American Express Karte. Immer wieder dienernd geleitete sie der Manager durch die Halle zu der großen Glastür und verabschiedete sich dort überschwenglich. Ein paar Gäste, die sich an der Bar aufhielten, sahen herüber.

»Ich hoffe, es hat Ihnen in unserem Hause gefallen, Miß King!«

»Sehr.«

»Danke, besten Dank, Miß King. Beehren Sie uns wieder, es würde uns freuen.«

»In drei Wochen nehme ich Sie beim Wort«, versicherte Damona lächelnd, drückte dem Manager die schweißnasse Hand und trat dann in die Hitze des Mittags hinaus. Nachdem sie den breiten Boulevard überquert hatte, spazierte sie die schattige Allee zum Hafen hinunter.

Irgendwo klang Jamaika-Reggae aus einem Radio. Viele Menschen aller Nationalitäten und Hautfarben waren unterwegs. Pärchenweise, mit und ohne Kinder, Kinder allein, manche auf Roller-Skates, Einheimische, Touristen mit verschwitzten Gesichtern und umgehängten Fotoapparaten.

Als Damona am Hafen ankam, drängelten die Menschen überall herum. Stimmen flogen durcheinander. Lachen. Das Tosen der Meereswellen, die sich auf den nahen Sandstrand ergossen. Hier und da ein anerkennender Pfiff für Damona, den sie lächelnd quittierte, jedoch drehte sie sich nicht um.

Der Hafen war nicht zu groß, weitgeschwungen, ein paar niedere Bauten der Hafenbehörden, viele Palmen am Strand. Drei große

Yachten lagen vor Anker. Das Meer schaukelte sie sanft hin und her.
Ausnahmslos große Exemplare, die verrieten, daß ihre Eigentümer nicht auf den Penny zu achten hatten. Die majestätischen, weißen Aufbauten vor dem blauen Hintergrund aus Meer und Himmel, die Masten, die weißen oder bunten Segel – es tat dem Auge buchstäblich gut, hinzusehen.
Wasser schwappte gegen die Kaimauern. Die Meeresoberfläche glitzerte und funkelte wie von Juwelen übergossen. Vögel schwebten in der Luft. Aufregung auch bei ihnen. Straßenhändler priesen ihre Waren an.
Damona arbeitete sich durch das Menschengewühl, ging auf dem Mittelkai entlang und sah sich Zarangars Yacht im Näherkommen an.
Auf den schnittigen, weißen Bugflanken prangte in Schwarz der Name: OSIMDAS.
Die gewaltigen Segel waren eingeholt, jedoch nicht straff vertäut.
Eine leichte Meerbrise ließ das Leinen flattern. Der Bootssteg war ausgelegt.
Ein atemberaubend schönes Schiff, diese OSIMDAS, gut 60 Meter lang, sehr breit, jedoch wirkte es trotzdem nicht plump. Auf dem großen Vorderdeck waren bunte Sonnenschirme und Sessel aufgestellt, ein paar Bikini-Schönheitenaalten sich darin. Braungebrannte Männer – manche mit gewaltigen Bäuchen – standen in knappen Badehosen an der Reling und sahen zu ihr herüber. Auf dem Hinterdeck taten ein paar dunkelhäutige Matrosen ihre Arbeit.
Es war ein friedliches Bild. Damonas Urlaubsstimmung war perfekt.
Da gellte der Entsetzensschrei!

***

In dieser Idylle wirkte der Schrei doppelt schlimm!
Eiskalt überlief es Damona, unwillkürlich blieb sie auch kurz stehen, schaute sich um. Aber die Richtung, aus der der Schrei gekommen war, war nicht auszumachen. Zu viele Leute wimmelten hier herum. Das Geplapper und Gelächter verstummte kurz, jeder schien kurz zu horchen, aber es wurde kein zweiter Schrei laut, deshalb setzte das Stimmengewirr gleich darauf mit unverminderter Heftigkeit wieder ein.
Der dunkelhaarige, schmächtige Junge, der gleich darauf an der Reling der OSIMDAS auftauchte und zum Steg hin rannte, so schnell ihn seine dürren Beine trugen, paßte genauso wenig in das beschauliche Bild wie der Schrei.
Ob er ihn ausgestoßen hatte?
Damona war mittlerweile am Steg angekommen. Der Junge schaute über seine knochigen Schultern kurz zurück – er hatte Angst. Jede seiner hastigen, eckigen Bewegungen drückte das aus.

Dabei wurde er nicht einmal verfolgt.

Nicht einmal Notiz nahm man von ihm. Die Bikini-Schönheiten wie auch die Gentlemen ließen sich noch immer von der Sonne bruzzeln, unterhielten sich, oder blickten träge zu dem Jungen und Damona herunter.

Er rannte über den Steg. Damona sah ihn kommen, wich aber nicht aus. Sie kannte ihn. Er war einer der Boys aus dem Hotel JASMIN!

Keuchend hetzte der Junge heran, erkannte sie ebenfalls, stoppte, weil er sie nicht anrempeln wollte, sah wieder zurück. Sein braunes Gesicht mit den schwarzen Kirschaugen war verzerrt, vor lauter Furcht fast grau.

Damona schnappte sich den Jungen. »Was ist los?« Sanft aber doch so, daß er wußte, daß er sich um die Antwort nicht drücken konnte, hielt sie ihn am Handgelenk fest.

»Nichts – ich habe nichts gesehen!« stieß er in schwer verständlichen Englisch-Brocken heraus.

»Aber du hast geschrien!«

Der Schuß ins Blaue traf. Er senkte den Blick. Dann schaute er sich wieder um. Die Zuschauer vom Vorderdeck wirkten jetzt ein bißchen interessierter. Endlich etwas, das die Langeweile durchbrach.

»Bitte, lassen Sie mich gehen, Miß. Ich habe nichts Böses getan. Bitte…«

Damona sah ihn nur an. »Von nichts und wieder nichts bekommt man keinen derartigen Schrecken.« Sie sagte es ganz ruhig. Ihr Blick aber wurde zwingend. Blaugrünes Eis funkelte in den Hexenaugen.

Der Junge starrte sie an.

»Särge…« Keuchend unterbrach er. »Särge … Ich habe drei Särge gesehen. Und einen Toten. Er lag in einem davon. Dann ist der Kapitän gekommen. Er hat mich geschlagen. Dabei … Miß King – ich wollte bloß Ihre Koffer abstellen. Ich wußte nicht, daß es die falsche Kabine war. Ich …«

»Welche Kabine?«

»Auf dem Oberdeck. Es stand ein komisches Zeichen darauf.« Er machte eine rasche Bewegung.

»Eine Sieben.«

»Bitte – wenn mich der Kapitän erwischt…« Er sprach nicht weiter, verstummte, als habe es ihm plötzlich die Sprache verschlagen – Damona sah im gleichen Moment aus den Augenwinkeln heraus die Bewegung.

Der Junge riß sich mit einem heftigen Ruck los und rannte an ihr vorbei und davon. Damona wirbelte halb herum, rief ihm nach, aber er hörte nicht. Die Menschenmenge nahm ihn auf.

»Ich darf Sie ganz herzlich begrüßen und an Deck der OSIMDAS willkommen heißen. – Ich gehe doch recht in der Annahme, daß Sie

Miß King sind?«

Damona wandte sich wieder um, sah einen hochgewachsenen, gutaussehenden blonden Mann in einer dezent blauen Kapitänsuniform mit weißer Schildkappe vor sich stehen.

»Ja«, erwiderte sie langsam. »Ich bin Damona King.«

Der Kapitän legte die Hand an den Rand der Mütze, nickte, lächelte und zeigte dabei ein prächtiges Gebiß. »Freut mich sehr, wirklich, Miß King. Ich bin Kapitän Boscentis. Ich hoffe, der Bengel hat Sie nicht belästigt.«

Etwas Lauerndes lag in seiner Stimme.

Damona lächelte jetzt ebenfalls, schüttelte den Kopf. »Nein, Kapitän. Er hatte es ziemlich eilig. Ich kenne ihn aus dem Hotel. Er hat meine Koffer gebracht.«

»Ah. Ein ganz schönes Früchtchen. Man sollte ihn seinem Chef melden. Er hat versucht, einer unserer Ladys ein Perlenkollier zu entwenden. Am hellichten Tag. Diese Jugend…«

Er nahm Damona beim Arm. »Aber jetzt genug über diesen ›Fall‹ geredet. Kommen Sie. Ich werde Sie den anderen Gästen von Monsieur Zarangar vorstellen und Ihnen dann die Yacht zeigen. Oder wollen Sie zuerst einmal einen Drink? Natürlich! Ein Begrüßungsdrink muß sein, schlagen Sie mir diese Einladung nicht ab!«

»Ich schlage Sie Ihnen nicht ab, Monsieur.«

Damona lächelte noch immer, aber innerlich war sie kalt und auf Abwehr geschaltet. Hatte der Junge gelogen? Waren die drei Särge und der tote Mann bloß eine Ausrede gewesen? Oder hatte er die Wahrheit gesagt – und damit der Kapitän gelogen?

Damonas Urlaubsstimmung war verflogen. Der schwarze Engel hatte umgeschaltet. Sie stand auf der Abschußliste der Dämonen ganz oben. Warum sollten nicht auch hier welche sein, die ihrem Leben ein Ende bereiten wollten?

Es folgte der Drink mit dem Kapitän, der viel zuviel plauderte und einen viel zu guten Eindruck von sich vermitteln wollte mit allem, was er tat oder sagte.

Dann die Vorstellungen. Mrs. Ronetto und Sekretär aus Sizilien, Mr. und Mrs. Sarantini aus New York, Monsieur Depardieu aus Paris und so weiter. Die meisten Namen vergaß Damona wieder, sie schüttelte Hände, ließ das »Oh« und »Ach, wie nett, Sie auch einmal kennenzulernen« über sich ergehen, blieb freundlich und sagte sich, daß sie diese Leute im Verlauf der Kreuzfahrt sowieso alle noch kennenlernen würde. Am sympathischsten war ihr eine stille, schlanke junge Frau, die den ganzen Rummel nicht mitmachte und auch ein bißchen abseits stand. Sie hieß Corinna Stier, war Deutsche und mit ihrem 5jährigen Sohn Markus an Bord. Ihr Mann war geschäftlich verhindert. Deshalb war sie Zarangars Einladung solo nachgekommen.

Nach der ersten Vorstellung bat Boscentis Damona, ihm zu folgen.

Er führte sie unter Deck, sie schritten einen schmalen Gang entlang. Links und rechts führten Kabinentüren ab. Teakholz überall.

Sogar die leicht gewölbte Decke war damit getäfelt. Der Boden bestand aus weichen Perserteppichen.

Dann stand Damona in ihrer Kabine, der Kapitän drehte sich mit Gönnermiene um die eigene Achse, die Arme ausgestreckt. »Für die nächsten drei Wochen Ihr ganz persönliches Reich, Miß King. Hier gibt es alles, was Ihr Herz begehrt, und falls doch etwas fehlen sollte, benachrichtigen Sie mich, ich werde es Ihnen besorgen.«

»Schon gut.«

Er durchquerte die geräumige Kabine, zog die Samtvorhänge von den Bullaugen zurück. Hell drang das Licht herein.

»Hübsch.«

Es war nur im weitesten Sinn eine Kabine – eher ein sehr modern und mit Geschmack eingerichtetes Appartement. Das breite mit rosa Rüschchendecken bezogene Himmelbett, ganz in der Nähe der Bar samt Kühlschrank, Klimaanlage, Einbauschränke, Bilder an den Teakholzzwänden – sogar eine Stereoanlage und Telefon gab es.

»Sie können mich jederzeit rufen«, sagte Boscentis, als er ihren Blick bemerkte. »Man kann jede einzelne Kabine damit antelefonieren, aber auch den Kommandostand und sogar den Maschinenraum. Sie sehen – Monsieur Zarangar hat an alles gedacht, um Ihnen und den anderen Gästen den Aufenthalt auf seinem Schiff so angenehm wie möglich zu machen. Natürlich rechnet er damit, daß sie alle sich während der Reise ein bißchen näherkommen. Das harte Geschäftsleben vereinsamt, nicht wahr?« Wieder sein gewinnendes Lächeln.

Damona nickte. »Es ist wirklich eine schöne Kabine. – Nur, ich hätte erwartet, daß Monsieur Zarangar seine Gäste persönlich begrüßt…«

»Oh, das ist meine Schuld, sorry, Miß King. Ich habe ganz vergessen, Ihnen mitzuteilen, daß Monsieur Zarangar erst im Lauf der nächsten Woche zu uns stößt. Für ihn kein Problem. Jimmy wird ihn mit dem Wasserflugzeug sozusagen hinter der OSIMDAS herchauffieren… Für Monsieur Zarangar gibt es keine Grenzen.«

Damona sah, daß ihre beiden Koffer neben dem Himmelbett standen, stellte jetzt auch ihre Reisetasche dazu und schlenderte zu den Bullaugen.

»Schade.«

»Sie sind Monsieur Zarangar doch nicht böse?«

»Nein, das nicht, aber ich war so gespannt darauf, ihn kennenzulernen…«

»Ah, natürlich, ich verstehe. Eine Woche ist bald um. Genießen Sie das bezaubernde Leben an Deck seiner Lieblingsyacht. Sie werden sehen, die Zeit vergeht wie im Fluge. Monsieur Zarangar will, daß Sie

sich wohl fühlen. Alle seine Gäste sollen sich wohl fühlen. Das hat er mir aufgetragen. Es ist oberstes Gebot.«

»Schon gut, ich bin wirklich nicht böse.« Damona ließ sich auf das Bett fallen, federte ein paarmal, ließ den Kapitän dabei aber nicht aus den Augen. »Danke.«

Er schob die Kapitänsmütze aus der Stirn, zögerte zu gehen. »Und wegen diesem Zwischenfall…«

Damona versuchte, ihn weiter aus der Reserve zu locken. »Was für ein Zwischenfall, Kapitän?«

»Dieser Junge, der Sie belästigt…«

»Er hat mich nicht belästigt. Und gestohlen hat er mir auch nichts, wenn Sie das meinen sollten.«

»Es sah so aus, als würde er Sie beschimpfen.«

»Er sagte mir, ich solle ihn vorbeilassen, er müsse wieder ins Hotel zurück.«

»Nur das?«

»Nur das.«

»Gut, dann will ich noch einmal ein Auge zudrücken, und keinen Funkspruch an die örtlichen Behörden durchgeben.« Boscentis drehte sich um. »Ich werde jetzt gehen, Miß King, wir laufen aus. Heute abend werden Sie bereits einen wunderschönen Sonnenuntergang von Bord aus beobachten können.«

Zuvor aber beobachtete Damona den Kapitän. Es war hell. Die Sonne warf helle Reflexe auf die polierten Möbel der Kabine. Vampire können Tageslicht nicht vertragen. Es tötet sie.

Boscentis aber schien sich sehr wohl zu fühlen.

Das einzige, was Damona verdammt störte, war, daß Boscentis keinen Schatten und kein Spiegelbild hatte.

Vampire haben keinen Schatten und auch kein Spiegelbild…

***

»Dämonen. Pah. Du kannst mir viel erzählen, mein lieber Sohn. Schämst du dich nicht, deine arme, alte Mama, auf den Arm zu nehmen?«

Vorwurfsvoll schüttelte die eindrucksvolle rothaarige Lady den Kopf und funkelte ihren Sohn erbost an.

Dieser Sohn war niemand anders als Mike Hunter.

Er hatte sein Vorhaben wahr gemacht und seine Mutter besucht.

Allerdings nicht am gleichen Tag, an dem Damona Richtung Karibik und Sonne und Palmen abgedüst war, sondern zwei Tage später.

Ein Besuch bei seiner Mutter, Lady Amelie Hunter, kostete viel Nervenkraft. Darauf mußte man sich erst einmal konsequent vorbereiten. Mike hatte das getan. Er hatte Ben Murray besucht, mit ihm geredet, dann war er mit Laurinda McIntire auf ein Glas Bier in

einen Pub gegangen – und dort auch prompt hängengeblieben. Die nächsten beiden Tage hatte er sich ein wenig mit Arbeit eingedeckt, viel mehr aber dem ungezügelten Junggesellendasein gefrönt. Kino, gutes Essen, ein paar alte Freunde besuchen.

»Du redest wohl nicht mehr mit mir, oder?« Lady Amelie Hunter blickte Mike an. Jetzt war ihr Blick strafend.

Mike seufzte. »Doch, Ma, wie kommst du denn darauf? Du wolltest hören, was ich so mache, ich erzähle es dir, und dann glaubst du, ich würde dich anschwindeln.«

»Ah. Und jetzt überlegst du dir, wie du mich doch noch vom Wahrheitsgehalt deiner Schauermärchen überzeugen könntest?«

Mike atmete tief durch. »Hübsch, der Tower, nicht wahr?« Er zeigte auf die hochragenden historischen Gemäuer. Ein Tower-Besuch, das war schon lange der Herzenswunsch seiner Mutter gewesen. Er hatte ihn erfüllt, und dann war er so unvorsichtig gewesen, von seinen Abenteuern zu erzählen.

Nun, sie glaubte ihm nicht.

Natürlich nicht. Während sie weiter den Bogengang des Bloody Tower entlangschlenderten, rief er sich ärgerlich ins Gedächtnis zurück, daß seine Mutter absolut nüchtern war. Sie hielt sogar die traditionellen britischen Gespenster für Humbug.

Mike versuchte, seinen Fehler wiedergutzumachen. »Weißt du eigentlich, warum dieser Turm der Bloody Tower heißt?«

»Natürlich, Michael. Henry Percy, der 8. Graf von Nothumberland, beging hier oben, an dieser Stelle, Selbstmord. Außerdem sollen hier auch die jungen Prinzen Eduard V. und sein Bruder, der Herzog von York, ermordet worden sein. Ihre Gebeine fand man an der Südseite des White Tower, aber ermordet wurden die Jünglinge hier.«

»1482«, blieb Mike nur noch hinzuzufügen.

»Sorry, Michael, aber es war 1483.« Seine Mutter lächelte liebenswürdig und doch streng, ließ sich eine Weile den steifen Nordwind ins gutmütige, rosig angehauchte und markant geschnittene Gesicht wehen, dann drehte sie sich um. »Frisch hier, nicht wahr?«

»Ja.«

Mike musterte seine Mutter von der Seite. Sie war vor ein paar Wochen 60 geworden, das aber sah man ihr kaum an. Sie wirkte sportlich und hatte den jugendlichen Schwung der Jugend, hörte gerne Beatles- und Sex-Pistols-Platten, war begeisterte Joggerin – natürlich, ohne dabei ihre angeborene Lady-Würde zu vernachlässigen – und hielt sich auch sonst fit. Bei den Fuchsjagden ihres Onkels Lord Gregford of Nottingham mischte sie noch immer konsequent mit, und dann hatte sie noch ein ganz spezielles Hobby…

Mike dachte nur mit Unbehagen daran. Das spezielle Hobby seiner Mutter war nämlich, in den vornehmsten Cafés die silbernen

Milchkännchen ›mitgehen‹ zu lassen. Den Ausdruck »Diebstahl« erachtete sie hierbei allerdings für extrem vulgär. Ihr Tun war Sport, es erforderte eine Menge Geschicklichkeit.

Darüber hatte sie Mike schon mehr als einmal Vorträge gehalten.

Vor allem dann, nachdem sie erwischt worden war, was bis jetzt jedoch erst zweimal der Fall gewesen war. Andererseits sang sie im Kirchenchor, war allseits geachtet und spendete regelmäßig großzügig und ohne ein Wort darüber zu verlieren, für Kinderhilfswerke.

Sie war eine prächtige Lady, und ihr Hobby… Nun, Mike drückte ein Auge zu, immerhin richtete sie keinen schlimmen Schaden an.

Schneeflocken trieben in der winterlich kalten Luft, über der Themse schwebte Nebel. Die gewaltige, trutzige Anlage des Tower wirkte vor diesem Hintergrund noch mehr. Ein Frachter tuckerte vorbei. Ein paar andere Gäste verließen die Turmplattform.

Schweigend hängte sich Amelie Hunter bei ihrem Sohn ein. So schlenderten auch sie die ausgetretenen Steinstufen hinunter, um sich sodann den angrenzenden Rundturm, den Wakefield Tower, vorzuknöpfen.

»Es gefällt mir, wieder einmal mit dir spazieren zu gehen«, sagte sie unvermittelt. »Seitdem du mit dieser Miß King liiert bist, sieht man dich viel zu selten. Dein Dad würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, daß du zudem in wilder Ehe lebst.«

»Fang jetzt nicht auch noch damit an, Ma.«

»Oh, eine gute Mutter sollte ihrem einzigen Sohn sehr oft ins Gewissen reden.«

»Ich bin erwachsen, Ma«, sagte Mike eindringlich.

»Das sehe ich, mein Sohn. Aber ich sehe auch, daß ich dir nicht oft genug ins Gewissen geredet habe. Es ist eine Sache von Sitte und Anstand, die Lady um ihre Hand zu bitten, mit der man – äh – Haus und Bett teilt.«

»Wir fühlen uns auch ohne Ehering sehr wohl miteinander.« Mike dachte nicht daran, nachzugeben.

»Deshalb stellst du mir Miß King ja wohl auch nie vor!« Der Vorwurf war aus Lady Amelies Stimme sehr deutlich herauszuhören.

»Es hat sich einfach noch nicht ergeben, Ma, das ist das ganze Geheimnis. Zufrieden?« Er nahm sie plötzlich in die Arme, drückte ihr einen Kuß auf die Wange, und das brachte Lady Amelies Herz natürlich zum Schmelzen.

»Charmeur!« hauchte sie leicht errötend.

Sie überquerten den engen Hof, auf den Pflastersteinen lag bereits eine ansehnliche Schneeschicht, und sie mußten aufpassen, daß sie nicht ausrutschten. Über Nacht hatte es gefroren. Der Himmel färbte sich ein. In das helle, kalte Blau mischten sich düstere Farben; es wurde Abend.

»Aber vorstellen mußt du sie mir doch! Und zwar bald!«

»Zu Befehl!« Mike lachte. »Willst du dir den Wakefield Tower wirklich auch noch ansehen?«

Lady Amelie Hunter überlegte nur kurz, dann lächelte sie fein, ihre Augen begannen unternehmungslustig zu funkeln, wobei sie gleichzeitig nickte, als wäre sie insgeheim zu einem folgenschweren Entschluß gekommen.

»Nein, muß wirklich nicht sein. Wir – äh – wir könnten in ein hübsches kleines Café gehen und…«

»O nein, Ma!« Mike machte ein verzweifeltes Gesicht, weil er genau wußte, was jetzt kommen würde.

Wieder eine Diskussion.

So gern Mike seine unverwüstliche Mutter hatte – jetzt bedauerte er doch langsam, nicht mit Damona in die Karibik geflogen zu sein.

Seine Mutter hielt einen Monolog. Natürlich über den Sport, silberne Milchkännchen zu entwenden. *Unbemerkt* zu entwenden.

Mike hörte nur mit halbem Ohr hin, denn andererseits war er froh, daß sie die Sache mit den Dämonen offenbar wieder vergessen hatte.

Der Mann, der dann plötzlich neben ihnen im Schnee stand, war groß, wirkte behäbig mit seinen breiten Schultern und dem gewaltigen Wanst, und stank gotterbärmlich.

Er war in alte, vermoderte Lumpen gehüllt, auf seinem kantigen Schädel saß ein schwarzer Zylinder, was ihm ein obskures Aussehen vermittelte.

»Vorsicht, Ma!«

Mike Hunter riß seine schlanke Mutter herum, wirbelte sie aus der Reichweite des Unheimlichen, der jetzt mit einem aggressiven Fauchen vorsprang.

In der Hand hielt er einen langen, schwarzen Stab.

»Ich soll dich holen, Mike Hunter!« kicherte der Unheimliche.

»Der Teufel will dich sehen!«

Mike tauchte unter dem ersten Schlag hinweg, seine Rechte zuckte hoch, riß den Reißverschluß der Lederjacke auf, um an die Luger zu kommen, was er aber nicht mehr schaffte.

Der Stinker war schnell wie ein geölter Blitz, und keinesfalls so behäbig, wie er aussah.

Ein Dämon!

Das Gesicht wirkte verfault, Fleischfetzen hingen von den weißgelben Knochen weg, die Augen, tief in den Höhlen, glitzerten gelb und diabolisch…

Momenteindrücke!

Der schwarze Stab knallte an Mikes Stirn. Rücklings ging der Dämonenkiller zu Boden, und zwar so schwer, daß er meinte, seine Lungen würden platzen, als der Aufprall kam.

Den entsetzten Schrei seiner Mutter hörte Mike Hunter noch, dann gingen für ihn sämtliche Lichter aus…

***

Ein hartes metallisches Klicken entstand, als Damona King die Luger entsicherte. Für einen Augenblick behielt sie die Waffe wie abwägend in der Hand, dann steckte sie sie in die Schulterhalfter, die sie unter der weiten Bluse trug. Über ihren Tanga-Slip hatte sie ihre Jeans gezogen.

Draußen war es dunkel.

Nacht über der Karibik. Das monotone Rauschen des Meeres. Die immer wiederkehrenden Geräusche der Yacht. Mit gesetzten Segeln durchpflügte die OSIMDAS die Fluten.

Und an Bord waren Vampire.

Mindestens drei. Damona wußte, daß es keinen Zweifel daran gab.

Der Junge hatte nicht gelogen, das stand fest. Kapitän Boscentis war einer der Vampire. Blieb die Frage, wer die anderen beiden waren.

Und, ob Zarangar mit ihnen unter einer Decke steckte. Waren die Gäste, die er auf seine Yacht geladen hatte, so etwas wie ausgesuchte Opfer für die Vampire?

Der Gedanke war beileibe nicht schön, aber er lag auf der Hand.

Damona dachte an die Kabine 7 auf dem Oberdeck. Die wollte sie sich jetzt einmal ansehen.

Noch einen Augenblick blieb sie an der geöffneten Kabinentür stehen, dann glitt sie hinaus. Der Gang lag im Halbdunkel. Nur zwei Wandleuchten brannten und verglühten ein goldgelbes Licht.

Der Salon lag mittschiffs. Sogar auf diese Distanz hin war die Musik von dort zu hören. Der Großteil von Zarangars Gästen hielt sich dort auf. Dort konnte man tanzen und wem der Sinn nach Aufregenderem stand, der konnte auch sein Glück versuchen. Es gab eine Ecke, die ganz den Roulette-Fans gewidmet war…

Andere Gäste – darunter Mrs. Ronetto und ihr um zwanzig Jahre jüngerer Sekretär – hatten sich auffällig unauffällig zurückgezogen.

Wahrscheinlich, um sich menschlich näherzukommen.

Während dem ausgezeichneten Abendessen hatte sich Damona King mit Corinna Stier unterhalten. Sie verstanden sich gut. Mit den anderen Gästen hatte sie hier und da ein paar unverbindliche Plaudereien gewechselt.

Damona stoppte, dann ging sie die Treppe hinauf. Sie schien allein in diesem Teil des Schiffes zu sein.

Ihre Nerven spannten sich an. Ein ungutes Gefühl. Die Fingerkuppen einer Krallenhand schienen über ihre bloßliegenden Nervenenden zu kratzen.

Irgend etwas geschah. Es ging etwas vor – mit diesem Schiff, und

möglicherweise auch mit den Menschen, die darauf waren.
Eine gewaltige Mausefalle?
Das wollte Damona herausfinden. Umgehend. Und auch, warum der Kapitän – wenn er ein Vampir war – Sonnenlicht vertrug, ohne mit der Wimper zu zucken.
Deshalb mußte sie sich die Kabine ansehen, in der der Hotelboy die Särge entdeckt hatte. Vielleicht ergab sich da irgend etwas.
Damona erreichte das Deck. Die Segel blähten sich prall und groß über ihr im Wind. Die Yacht machte gute Fahrt, das Wasser rauschte, vereinzelt konnte sie in der Ferne das silberne Aufleuchten der Gischtkronen sehen. Die Nacht war sternenklar, dennoch wirkte die Finsternis irgendwie tintig – und bedrohlich.
Damona machte ein paar Schritte. Das Knarren der Taue fiel ihr auf. Dann etwas anderes.
Es war jetzt beinahe windstill.
Trotzdem blieben die Segel gebläht!
Diese Erkenntnis aber sorgte noch nicht einmal so sehr für den Schrecken, der Damona dann in die Knochen fuhr! Die Segel waren nicht mehr weiß und neu – jetzt wirkten sie brüchig, vermodert!
Und…
Die Yacht OSIMDAS hatte sich plötzlich – während eines Lidschlags – verwandelt!
Aus dem modernen, schneeweißen Schiff war ein alter, verwitterter Segler geworden, der in allen Fugen ächzte und stöhnte. Ein Segler, der bestenfalls noch ins vorige Jahrhundert gepaßt hätte!
Auch der Name des Schiffes hatte sich verändert.
Aus OSIMDAS war ASMODIS geworden! Deutlich sah sie die schwarzen Lettern über dem Kajütabgang prangen.
»Oh, verdammt«, entfuhr es Damona King.
Damit war zumindest ein Teil der Zusammenhänge klar. Sie kreiselte herum, als sie eine Bewegung unter ihren nackten Fußsohlen bemerkte.
Die Planken waren morsch und von grünlichem Seetang überzogen, dazwischen hervor aber quoll etwas Nasses, Klebriges, Glitschiges.
Blut!

***

Sie legte ihre ganze Raffinesse in diesen einen Kuß!
Es war ein Großangriff!
Sie wollte, daß John Walker den Verstand verlor, endlich den Verstand verlor. Die Gelegenheit war günstig. Er hatte sie mit auf die Karibikkreuzfahrt genommen, jetzt war Nacht, das Meer lag silbern im Sternenschein, die anderen Gäste waren unter Deck. Eine zärtliche Stimmung herrschte. Sie waren sich so nah wie nie zuvor – nicht nur

körperlich.
Irma Denim hielt den Nacken des muskulösen, braungebrannten Wikinger-Typs fest, schmiegte sich an ihn, genoß seinen schneller werdenden Atem, der ihr bewies, daß sie es genau richtig machte.
Sie legte noch einen Zahn zu. Streichelte über seine Haare, sein Gesicht, löste ihre Lippen von seinem Mund, flüsterte zärtliche Worte, um ihm gleich darauf wieder die Lippen mit den ihren zu versiegeln.
Er war als Eisklotz verschrien.
Sie aber brachte ihn zum Schmelzen. Alles verlief so, wie sie es sich ausgemalt hatte. John Walker war ein harter Bursche, ihn interessierte nicht, daß sie in Wirklichkeit nicht Irma Denim, sondern ganz schlicht und unprosaisch Joan Whiteebble hieß, daß Irma Denim nur ihr Künstlername war, unter dem sie als Fotomodell arbeitete. Ihn interessierte gar nichts. Nur sie und ihr Körper. Bis jetzt hatte sie ihn hingehalten. Er hatte auf kleiner Flamme geschmort. Sie hatte sich alles genau überlegt. Wenn sie ihn zu schnell ans Ziel kommen ließ, dann war sie nur eine von zahllos vielen, dann würde er sie genauso schnell überhaben wie die anderen. Sie aber wollte, daß das nicht so kam.
Sie wollte John Walker für immer.
Die wilden Jahre waren vorbei, jetzt wollte sie seßhaft werden. An der Seite dieses Erfolgsmenschen, der außerdem aussah wie Paul Newman, würde ihr das noch leichter fallen.
Er drückte sie sanft von sich weg und holte tief Atem. »Du gehst aber mit voller Power ran, Baby!«
»Das macht dieser Karibik-Zauber, John-Liebling!«
»Elektrisiert mächtig.«
»Hmm.«
Sie hängte sich wieder an ihn, sah ihn sich an. Sein etwas kantiges Gesicht mit den kurzgeschorenen Haaren, die stahlblauen Augen, die im Schimmer der Sterne blitzten, der verwegene Zug um die Lippen…
»Himmel, du siehst viel zu gut aus, John. Du bist eine ernste Gefahr, weißt du das?«
»Vielleicht weiß ich das wirklich – und will genau das für dich sein«, gab er etwas heiser zurück.
Sie schwieg, verzog die Lippen zu einem vagen Lächeln, ging sodann von ihm weg, zur Reling der OSIMDAS. Seevögel kreischten in der Ferne. Das Meer schien Kühle, Frische und salzigen Geschmack auszuatmen. Die Oberfläche wogte sanft.
John Walker kam zu Irma Denim, blieb neben ihr stehen, legte einen Arm um ihre Schultern. »Schön, nicht?«
»Wenn es nur immer so sein könnte, John«, erwiderte sie sehnsüchtig. »Immer so wie jetzt. Du und ich, Seite an Seite… Das Meer, Mondenschein …« Sie brach ab, starrte weiter aufs Meer hinaus.

Endlos weit lag es vor ihren Augen, nirgendwo Land in Sicht.

Nicht einmal kleinere Inseln. Dabei wußte sie, daß irgendwo hinter der Horizontlinie, die jetzt von Dunkelheit, leichtem Dunst und Wasser verzerrt wirkte, der Strand von Miami liegen mußte.

John Walker sagte lange nichts, sondern schien sich ihre Worte gut zu überlegen.

»Es ist komisch, Irma, aber ich – ich habe vor ein paar Stunden das gleiche gedacht.«

»Oh, John…« Sie drehte sich herum, erstarrte aber in der Bewegung, als sie den Schatten bemerkte.

Hinter John Walker!

»Da ist jemand!« stieß sie flüsternd hervor.

Auch John Walker kreiselte jetzt herum, seine Fäuste kamen geballt hoch.

»Wo?«

Irma Denim schüttelte verwirrt den Kopf. »Am Mast… Wenigstens dachte ich das im ersten Augenblick.« Sie kniff die Augen zusammen, schaute noch einmal hin. »Nichts. Jetzt ist niemand mehr zu sehen.«

John entspannte sich und lachte. »Du bist ziemlich nervös, Irma. Dabei kannst du mir allerdings nicht weismachen, daß du zeit deines Lebens ein braves Mädchen warst. Ich hab mir nicht nur deine Titelbilder angesehen, sondern auch die Klatschgeschichten gelesen.«

»Das war einmal, John. Seit ich dich kenne…«

Er vollendete ihren Satz spöttisch: »– bringt dich schon ein liebevoller Kuß deines zukünftigen Ehemannes zum Zittern.«

»Ehemann?« stieß sie heraus, und sie hoffte, daß sie gut genug war, die Überraschte zu spielen.

»Ehemann«, bekräftigte er. »Wenn du willst, vorausgesetzt. Du kennst mich, ich bin schwierig. Es wird keine Musterehe werden.«

Er zuckte die Schultern. »Aber ich glaube, das erwartest du auch nicht, oder?«

Fast glaubte sie, daß er sie durchschaut hatte, aber sie behielt sich trotzdem unter Kontrolle. »Oh, John«, hauchte sie und sank wieder in seine Arme. Sie war wirklich glücklich, obwohl sie ziemlich genau kalkuliert und geplant hatte, um dieses Ergebnis zu erzielen.

Sie hatte die Augen geschlossen, lehnte an ihm, hielt ihn fest.

Das Geräusch ließ sie zusammenfahren.

Ein Knirschen. Ein Knacken.

Dann ein Kichern.

Höhnisch! Abstoßend!

Und es kam aus der Richtung des Mastes.

»Hast du es auch gehört?« flüsterte sie, ohne sich zu bewegen.

»Ja.«

»Ich habe Angst, John.«

»Brauchst du nicht, ich bin ja da, und diesen verdammten Spanner werde ich mir jetzt kaufen.«

Ruckartig nahm er ihre Handgelenke und drückte sie zurück.

»Nichts dagegen, daß uns jemand zusieht. Wir sind verliebt, das kann jeder sehen. Aber erschrecken laß ich mich von niemandem.«

Sie konnte darauf nichts sagen, blieb aber an John Walkers Seite, als dieser mit energischen Schritten über das Deck zum Mast ging.

Die Haltetaue knarrten, die Segel standen gebläht unter Wind, die OSIMDAS tanzte auf den Wellen.

Irma Denim versuchte, die Dunkelheit mit den Blicken zu durchdringen. Es war eine samtige Schwärze, den breiten Mast konnte sie nur schemenhaft erkennen. Plötzlich schien das Licht der Sterne nicht mehr so hell, und der Mond hatte sich schon vorhin hinter einigen fernen Wolkenbänken versteckt.

Die Angst war noch immer da.

John Walker war stark und ein Draufgänger, das hatte er auch in Manchester bewiesen, als er die heruntergewirtschaftete Bekleidungsfirma seines Vaters übernommen hatte. Innerhalb von nur fünf Jahren hatte er sie aus den roten Zahlen gebracht und – vor allem mit kopierten Modellen – Rekordumsätze erzielt.

Konkurrenten kämpfte er nieder – notfalls auch mit den Ellenbogen.

Er hatte keine Angst.

Dann aber schrie John Walker plötzlich voller Grauen auf.

Irma Denim stockte der Herzschlag, ein Eispickel schien in ihr Herz zu fahren, als sie sah, weshalb John Walker geschrien hatte.

Am Mast stand ein Skelett, auf den Knochen hafteten vereinzelt noch halbverweste Fleischfetzen.

Der ganze makabre Körper war durch den Wellengang des Schiffes in Bewegung, nur der Schädel nicht.

Durch die knöcherne Stirn war ein großer, rostiger Nagel getrieben, der ihn an den Mast bannte…

***

John Walker packte Irmas Handgelenk so fest, daß sie vor Schmerz aufschrie.

»Komm!« keuchte John Walker.

Seinen Blick ließ er nicht von dem Skelett, das noch immer am Mast stand.

Sie wichen zurück. Leise, beherrscht, darauf bedacht, keine hastige Bewegung zu machen, weil sie unbewußt davor Angst hatten, den Knochenmann aufzuwecken.

Dieser Gedanke ließ buchstäblich Eisbrocken durch ihre Adern kreisen.

Der Körper des Skeletts wand sich, verrenkte sich, die Arme

baumelten hierhin, dorthin, die Beine entwickelten ebenfalls ein bizarres, schreckliches Eigenleben.

Der gegen den Mast genagelte Schädel aber blieb starr und unverrückbar fest, die großen Augenhöhlen starrten zu ihnen herüber.

»John, das Schiff…«

»Still!« zischte er schroff.

Noch immer hielt er sie fest, zog sie mit sich, und sie folgte irgendwie widerstrebend. Der Knochenmann faszinierte sie und stieß sie gleichzeitig ab. Die fremdartigen Gewänder, die verwittert und vermodert um seine Knochen schlotterten…

Es war altertümliche Kleidung.

Dazu der Gurt und daran baumelte eine Scheide, in der ein Degen steckte. Dieser Degen faszinierte sie besonders.

Aber auch die Veränderung, die sie allein nur bemerkt hatte. John Walker sah es nicht.

»Es hat sich verändert. Alles. Das Schiff… John, sieh doch nur!«

Er ruckte den Kopf hoch. »Alle Wetter!«

Aus der OSIMDAS war ein Geisterschiff geworden, ein uralter Segler mit gewaltigen Masten, einem Ausguckstand hoch droben, einem mächtigen Bugspriet, und, unter der Wasserlinie nur zu ahnen, einem tödlichen Rammsporn für gegnerische Segelschiffe.

Sturm schien aufzukommen. Man konnte ihn hören, allerdings nicht fühlen.

Ein Sausen und Brausen. Die See gischtete. Meerwasser spritzte hoch. Der Segler tanzte. Das Skelett am Mastbaum ebenfalls.

John Walker ertrug den Anblick nicht mehr. »Wo sind die anderen«, kreischte er. Seine Stimme klang häßlich schrill, gar nicht mehr so männlich wie zuvor. Er ließ Irma Denim einfach stehen, hetzte mit ungelenken, angst- und grauenerfüllten Sätzen davon in die Dunkelheit.

Irma Denim schrie ihm nach, ihr Herz krampfte sich zusammen.

»John, laß mich nicht allein!«

Bis sie sich dazu durchgerungen hatte, ihre Blicke von dem nur noch schattenhaft erkennbaren Skelett loszureißen und ihm zu folgen, war es zu spät!

Das Gebrause schwoll an.

Blitze zuckten, verästelten sich über dem Firmament – und da sah sie es ganz deutlich.

Das Knochenmaul des Skeletts verzog sich zu einem höhnischen Grinsen.

Kichern wurde laut – das gleiche Kichern, das sie vorhin gehört hatte, als sie in John Walkers starken Armen lag.

Gleißende Helligkeit fuhr vom Himmel herunter, zuckte und zischelte den Mast entlang, umhüllte die grauenhafte Alptraumgestalt

– und war erloschen.
Irma Denim rannte.
Ihr Atem jagte. Die Decksplanken waren auf einmal rutschig. Tang überwucherte sie. Sie glitt aus, das ganze Deck schien sich vor ihr abwärts zu neigen. Wie katapultiert flog sie mit ausgebreiteten Armen vorwärts, schrie entsetzt, schlug sich beim Aufprall beide Knie auf, und blieb benommen mit dem Gesicht nach unten liegen.
Ein Stöhnen wurde laut – lauter als die entfesselten Naturgewalten.
Ein gieriger, keuchender Laut.
Donner grollte.
Auf den schmierigen, nassen, verwitterten Planken wälzte sich Irma Denim ruckartig herum. Sie durfte hier nicht liegenbleiben. Sie wußte das, und das machte sie stark genug, um zu versuchen, hochzukommen. Ein stechender Schmerz lähmte sie im gleichen Sekundenbruchteil. Sie mußte sich irgend etwas gebrochen haben, sie konnte sich nicht mehr bewegen.
Stöhnend tastete sie sich an die Hüfte.
Ihre Beine konnte sie nicht mehr spüren. Von der Hüfte an abwärts herrschte nur Leere in ihr. Verzweifelt schrie sie. »John! John!«
Das Kichern war der einzige Laut, der antwortete.
Gleichzeitig hörte sie das Knacken und Knirschen, als würden bloße Knochen aufeinanderreiben.
Irma Denim ahnte Schreckliches, ihr Herz hämmerte unregelmäßig und schmerzhaft. Sie riß den Kopf in den Nacken. Die Takelage schien auf sie herunterzustürzen, aber das war nur Einbildung.
Keine Einbildung war der Mast mit dem Skelett!
Der Tote löste sich mit einem wilden, kraftvollen Ruck von dem Holz!
Knirschend kam der Schädel von dem Nagel frei.
Es dauerte zwei, drei Herzschläge, bis die Bewegungen einigermaßen koordiniert wirkten, aber dann stelzte der Tote auf Irma Denim zu, die Knochenhände öffneten und schlossen sich erwartungsvoll…

***

Überall quoll das Blut aus den Ritzen zwischen den uralten Decksplanken hervor!
Es bildete einen schlüpfrigen, süßlich stinkenden Teppich auf dem morschen Holz.
Damona King rannte deshalb nicht, sondern suchte sich ihren Weg so gut es ging mit Bedacht. Der Blut-Teppich war überall. Feucht, warm, stinkend. Wie eine Haut.
Sie war beileibe nicht der eiskalte Typ, den nichts aus der Fassung bringen konnte.
Dieser Spuk zerrte mächtig an ihren Nerven, aber solange keine

direkte Gefahr drohte, konnte sie mit dem Schrecken, der sie vorher befallen hatte, fertig werden.

Ja, auch sie hatte Angst, aber sie unterdrückte sie, verbannte sie aus ihrem Denken, auch wenn das nicht einfach war. Der Ekel würgte sie. Dazu die Wut darüber, bereits wieder mitten in einem Horror-Fall zu stecken.

Sie erreichte die Außentreppe, die zu den höher gelegenen Mittschiffsaufbauten des alten Gespensterschiffs emporführte. Breit war die Reling hier, aber morsch. Es kam Damona so vor, als wäre dieses Schiff seit Jahrhunderten auf dem Meeresgrund gelegen – und jetzt durch magische Manipulationen an die Oberfläche gebracht worden.

Was ja wohl auch die einzige logische Erklärung für den Zustand des Schiffes war.

Magie war im Spiel.

Schwarze Magie!

Der Name ASMODIS, den das Schiff jetzt trug, garantierte dafür.

Damona stoppte, drehte sich um, sah zurück. Sie wurde nicht verfolgt. Am Fuß der untersten ausgetretenen Stufe gluckerte das Blut.

Schäumend schwappte es gegen die Treppe. Sonst aber lag das Deck einsam und verlassen in der Düsternis. Kein lebendes Wesen war zu sehen.

Kalt und beruhigend lag die Luger in Damonas Rechten. Es war eine Waffe, gegen die die Vasallen der Hölle nicht gefeit waren, denn sie war mit silbernen und geweihten Kugeln geladen. Damit konnte man den Schwarzblütlern das Fell ganz schön versengen, und soweit war also nichts verloren. Wenn sie angegriffen wurde, konnte sie sich wirkungsvoll wehren.

Damona überdachte kurz die Lage, ohne ihre Umgebung aus den Augen zu lassen. Momentan war sie hier auf der Treppe in Sicherheit, und sie wollte nicht unbedacht handeln, das konnte ihr Leben kosten. Und das der anderen Passagiere.

Ob der Spuk überall gleich ablief?

Oder, präziser: Hatte sich die Yacht OSIMDAS wirklich in ein Geisterschiff verwandelt – oder zurückverwandelt – oder gaukelte man ihr allein nur Trugbilder vor?

Das war eine Spezialität gewisser Dämonen, das wußte Damona King.

Wenn nur sie den Spuk erlebte, dann hatten es die Schwarzblütler auf sie abgesehen, was nur verständlich und auch logisch war.

War jedoch die OSIMDAS komplett verwandelt, dann drohte allen hier an Bord Gefahr. Umsonst jedenfalls hatten die Dämonen diese schwimmende Menschenfalle nicht auftauchen lassen.

Damona stieß den Atem durch die Nase aus. Das Blut stieg höher,

leckte bereits über die unterste Stufe. Ein intensiver süßlicher Geruch breitete sich betäubend aus.

Damona stieg langsam ein paar weitere Stufen hinauf. Der Wind heulte und ließ die Segel flattern.

Die Stimmen, die sie dann hörte, schienen mehr Geisterlaute zu sein, als menschliche Stimmen. Das Meer schäumte und toste. Das Geisterschiff schlingerte hin und her, bäumte sich hin und wieder auf, als wolle es den Meeresgewalten trotzen, was natürlich unmöglich war. Es war zum Spielball der violettschwarzen, tückisch schillernden Wogen degradiert.

Die Stimmen.

Damona hörte sie nicht mehr, aber sie glaubte nicht, daß sie sich getäuscht hatte. Jemand hatte geschrien, zumindest aber sehr laut gerufen.

Also doch nicht nur ein Spuk, der auf sie allein begrenzt war? Sie mußte es herausfinden.

Nicht auszudenken, was es bedeuten würde, wenn die Schwarzblütler wirklich einen Angriff auf sämtliche Gäste Zarangars vorhatten. Sehr schnell würde Panik an Bord ausbrechen. Wahrscheinlich genügte bereits die Verwandlung der OSIMDAS in die ASMODIS, um die Leute durchdrehen zu lassen. So etwas paßte nicht in ihr Denk- und Erfahrungsschema. Außerdem konnte man dieser Gefahr nicht mit Geld und guten Worten beikommen.

Damona hatte sich den Grundriß der OSIMDAS in etwa gemerkt, und so grundverschieden konnte das Geisterschiff von ihr nicht sein, auch magischen Manipulationen waren gewisse Grenzen gesetzt.

Wenn sie also Glück hatte, dann konnte sie über die Oberdeckaufbauten das tiefer gelegene Hinterdeck erreichen, denn von dort schienen die Stimmen gekommen zu sein.

Mit einem letzten angewiderten Blick auf das Blut, das unaufhaltsam höher stieg und eine Treppenstufe nach der anderen eroberte, wandte sie sich ab und rannte los.

Mit der Linken stützte sie sich an den glitschigen Wänden ab, und achtete gleichzeitig darauf, daß sie trotz dem Heben und Rucken des Schiffes nicht zu nahe an die Reling herankam, die rechter Hand war. Bei diesen unberechenbaren Bewegungen, die das Schiff vollführte, war es zu nahe an der Reling höllisch gefährlich, und Damona wollte nicht gerade über Bord gehen.

Sie hastete die rutschigen Stufen empor, war jetzt froh, daß sie barfuß war, denn so fand sie besseren Halt.

Sie erreichte das Oberdeck, hastete den schmalen Längsgang entlang. Das Ruderhaus lag nicht mehr – wie bei der OSIMDAS – im hinteren Schiffsdrittel, sondern erhob sich – zusammen mit anderen Aufbauten, die vermutlich die Kajüten des Kapitäns und der leitenden Offiziere

darstellten – direkt am Heck des Schiffes. Die drei Segelmasten verteilten sich der Länge nach über den großen Geistersegler. Der hinterste Mast war allerdings nur noch von vermoderten Fetzen behangen, die Takelage war ebenfalls von Wind und Wetter zerrissen und peitschte wild hin und her.

Damona blieb kurz stehen, als die ASMODIS von einem besonders schlimmen Brecher beidseitig getroffen wurde und sich bedrohlich neigte, dann aber wieder fing und wieder aufrichtete.

Die hin und her pendelnden Taue am hinteren Mast fingen ihre Aufmerksamkeit erneut ein, dazu die seltsam verdickten Enden…

Es waren Menschen!

Menschliche Leichen, die an den Takelage-Tauen aufgehängt worden waren!

***

Regen peitschte in Damonas Gesicht.

Die Zeit wurde seltsam bedeutungslos, während sie weiterhastete – hin zu den Heckaufbauten.

Die Toten an den Takelage-Stricken fuhren mit ihrem Gespenstertanz in der Luft fort, Damona schaute nicht mehr hinauf zu ihnen.

Sie hatte schon oft grausige Dinge gesehen, aber dieses Bild zerrte besonders an ihren Nerven, und sie durfte nicht durchdrehen, sondern mußte einen klaren Kopf bewahren.

Die Toten mußten schon lange dort oben hängen. Soviel sie in dem ungewissen Licht einiger ferner Blitze hatte sehen können, waren sie halb verwest.

Arme und Beine schlenkerten ungestüm und irrwitzig. Das Knarren des Tauwerks bildete dazu die schreckliche Musik.

Ein Totenschiff.

Damona zuckte zusammen, als vor ihr plötzlich eine Kajütentür aufschwang. Ein rauhes Quietschen entstand. Sie erstarrte, hob die Luger. Das Schiff rollte in der wilden Meeresbrandung. Die Tür schwang zu, knallte gegen ein metallisches Hindernis, um sofort wieder aufzufedern.

Beherrscht atmete Damona aus, den Finger ließ sie um den Abzug gekrümmt liegen.

So ging sie weiter. Kurz mußte sie an die Passagiere denken. Es war so verdammt still auf diesem Teufelsschiff. Was geschah mit den Passagieren? Wo waren sie? Immer noch unter Deck, immer noch in ihren Kabinen oder im großen Aufenthaltsraum?

Eingesperrt womöglich?

Von Dämonen gefangengesetzt, gequält, gepeinigt – ermordet?

Nein, das konnte sie nicht glauben. Dämonen haben einen ausgeprägten Spieltrieb – ähnlich wie Katzen, die die gefangene Maus

auch nicht sogleich töten, sondern sie immer wieder aus ihren Klauen entwischen lassen, nur um sie gleich darauf wieder einzufangen und wieder ein bißchen mehr zu verletzen.

Damona wußte, daß sie die Menschen nicht im Stich lassen durfte.

Ohne überheblich zu sein: Sie war momentan wahrscheinlich die einzige, die ihnen – wenn überhaupt – helfen konnte.

Der Sturmwind zerrte an ihren langen Haaren, ließ sie flattern.

Der Regen perlte über ihr Gesicht. Alles verschwamm, Schatten vereinten sich mit anderen Schatten, der Regen wob einen Vorhang dazu, und die zornigen Leuchtfeuer der Blitze schienen erloschen.

Als Damona endlich das Hinterdeck erreichte, war es stockfinster.

Als langer Schatten wuchs der Hintermast empor, daran die furchtbare Last der Gehenkten.

Waren sie die ursprüngliche Besatzung dieses Schiffes gewesen?

Damona vermutete es.

Leicht vornüber geduckt schlich sie über das Deck. Hier waren die Planken zwar ebenfalls rutschig, wie vorn, aber kein Blut quoll zwischen ihnen hervor.

Noch nicht.

Damona sah sich um, so gut es ihr möglich war. Sie ging nach links hinüber. Jenseits der Reling gischtete und schäumte das Meerwasser, haushohe Wellenberge rollten heran und schwappten über das Deck des Geisterschiffes. Ein normales Schiff wäre diesen Naturgewalten schon längst erlegen, und Damona wußte das auch.

Sie mußte verdammt aufpassen. Das Wasser peitschte über die Planken, umspülte Damonas Knöchel, der nächste Schub folgte fast im gleichen Augenblick – hüfthoch diesmal. Damona wurden die Füße unter dem Körper weggerissen, plötzlich war sie unter Wasser, wirbelte um ihre eigene Achse.

Glücklicherweise hatte sie die Luft angehalten. Ihre rechte Hand umklammerte den Griff der Luger. Sie durfte die Waffe nicht loslassen. Verbissen kämpfte sich Damona herum, das schäumende Wasser wirbelte sie davon, über Deck. Damona tastete herum, schlug auf die Decksplanken, scheuerte darüber, krachte mit den Knien irgendwo an, wurde wieder herumgerissen – und fand plötzlich mit der linken Hand einen Halt.

Instinktiv packte sie zu, ein Ruck, der ihr schier den Arm aus dem Knochen riß, und sie war der Flutwelle entkommen. Nach Atem ringend lag sie am Boden, naß bis auf die Knochen, erschöpft, aber auch zornig.

»Ein Shit-Spiel«, maulte sie, rappelte sich hoch und blieb zwei, drei Sekunden stehen, weil sich alles rings um sie herum drehte.

Sie schüttelte das Wasser aus den Haaren. Täuschte sie sich, oder ging die See jetzt wieder ruhiger?

Es war keine Täuschung.
Sie drehte sich um sich selbst und machte sich wieder auf die Suche, obwohl sie jetzt nicht mehr viel Hoffnung hatte. Wer immer vorhin gerufen hatte – er mußte dieser Flutwelle zum Opfer gefallen und über Bord geschwemmt worden sein.
Sie biß die Zähne zusammen, humpelte ein paar Schritte weit; ihr Knie tat mächtig weg, es war auch angeschwollen.
Über ihr zappelten die Toten im Wind. Die Seile ließen ihnen keinen großen Spielraum, sie schwangen im Kreis, zuckten und ruckten hin und her – wie Marionetten in der Hand eines wahnsinnigen Spielers.
Damona King blickte nicht hinauf, aber sie ahnte die schattenhaften, grausigen Bewegungen der Toten über sich dennoch. Ein eiskalter Hauch floß über ihren Rücken. Sie schluckte krampfhaft den Aufruhr hinunter, der in ihr hochstieg, es fiel ihr wirklich sehr schwer, ruhig und beherrscht zu bleiben.
Die Suche nach dem Rufer aber konnte sie aufgeben, es war eine sinnlose Suche geworden.
Vielleicht war es auch nur ein Ablenkungsmanöver gewesen, oder ein Trick, um sie hierher, auf dieses tiefer gelegene Deck zu locken.
Langsam und vorsichtig schritt sie weiter. Die See war tatsächlich ruhiger geworden. Entweder die Ruhe vor dem neuen Sturm und einer noch schrecklicheren Flutwelle, die sich über das Schiff ergießen würde, oder das Gewitter war vorerst vorbei.
Es war ihr jedoch irgendwie gleichgültig, sie ahnte, daß das Geisterschiff nicht sinken konnte, und die Dämonen, die hier irgendwo lauerten, hatten sicherlich andere Qualen auf Lager als ›nur‹ den Tod durch Ertrinken.
Es belustigte Damona, daran zu denken. So etwas nannte man dann wohl Galgenhumor.
Sie ging zu der Kajüttür hinüber, die unter Deck führte – und, wenn sie weiterhin Glück hatte, zu jenem Aufenthaltsraum, in dem die anderen Passagiere waren.
Ein kaltes Gefühl saß in Damonas Nacken, das immer prickelnd kälter wurde, wenn sie an die anderen dachte.
Lebten sie überhaupt noch?
Oder war sie die einzige, die die Verwandlung der OSIMDAS in die ASMODIS überlebt hatte?
Die Gespenster griffen dann auch völlig überraschend an!
Ein pfeifendes Zischen wurde hinter ihr laut, ein heiserer Schrei:
»Los jetzt, Männer, packt sie euch!«
Damona wirbelte herum, sah die huschenden Bewegungen, hörte weitere singende Geräusche, die entstanden, während sich die Gespenster aus der Takelage an dünnen Stricken hängend aufs Deck heruntersausen ließen!

Die ersten vier, fünf Gespenster kamen mit geschmeidigen Sätzen auf den glitschigen Planken auf, rutschten jedoch nicht aus, sondern federten leicht in die Knie und schlichen dann mit gleitenden Bewegungen vor – auf Damona King zu!

Sie war noch knapp drei Schritte vor der Kajüttür entfernt.

Auf einen Kampf wollte sie sich nicht einlassen; solange sie Munition sparen konnte, wollte sie das tun!

Sie ruckte herum und begann zu rennen.

Hinter ihr kamen die Gespenster.

Sie hörte das Surren und Zischen, die dumpfen Laute, mit denen sie aufs Decks sprangen – und die nicht minder dumpfen Geräusche, die ihre Schritte verursachten.

Der Spuk war teuflisch echt – und real!

Geschrei wurde laut. Der Anführer kommandierte.

»Zwei von rechts, und zwei von links! Holt euch die Schwarzhaarige, sie ist dem Klabautermann versprochen, und – bei der Allmacht der Hölle, die uns das Leben wiedergegeben hat – er soll sie bekommen!«

»Aye, aye, Kapitän!«

Von der Seite her wischten die Schatten heran. Damona King wartete nicht, bis sie sich auf sie warfen und zu Boden rangen, sondern feuerte.

Ob Silberkugeln auch gegen Gespenster halfen, daran hatte sie noch gar nicht gedacht.

Orangegelbes Feuer blitzte auf, die geweihten Silberkugeln stachen aus dem Lauf, trafen auch die beiden Schatten – Einzelheiten konnte Damona in der Eile nicht erkennen – und sorgten dafür, daß sie in einer dunklen Implosion zerplatzten!

Schreie gellten – aber sie hatten etwas Unwirkliches an sich! Fürchterlichen Schmerz konnte man daraus heraushören, aber auch jähzornige Wut über das schnelle Ende.

Damona aber hatte die Kajüttür erreicht, riß sie mit der linken Hand auf – eiskalt und schleimignaß lag die Klinke unter ihrem Griff. Knarrend flog die Tür auf. Die Schatten aber, die von der rechten Seite heranhetzten, wollte Damona nicht näher kommen lassen.

Wieder zog sie den Stecher der Luger durch, die Waffe spie peitschend die Kugeln aus dem Lauf, das Mündungsfeuer blühte auf, riß die Totenfratzen aus der Dunkelheit, dann folgte die Implosion.

Die beiden Schüsse hatten sich wie einer angehört, die Gespenster zerplatzten, vergingen in einer sich zusammenziehenden pechschwarzen Wolke. Wieder prasselten Verzweiflungsimpulse, aber auch Haßwellen gegen Damonas geistigen Block.

Die anderen toten Matrosen waren zu weit entfernt, um sie noch erreichen zu können.

Wütende und enttäuschte Schreie gellten.

Der Kapitän stachelte seine toten Männer an. Ein rostiger Enterhaken flog an Damonas Schädel vorbei, hieb mit einem harten Laut in das morsche Holz der Kajütwand, blieb stecken, aber da befand sich Damona schon im Innern.

Sie hastete die steile Treppe hinunter, stützte sich flüchtig links mit der flachen Hand, rechts mit dem Handballen, da sie ja die Luger hielt, ab und rannte hinunter.

Das dünne Seil, das knapp fünf Stufen oberhalb des Treppenendes quer von Wand zu Wand gespannt war, übersah sie, und dann war es zu spät.

Sie sah den dünnen Schatten vor sich, duckte sich noch halb weg, dann kam auch schon der Schmerz. Brennend peitschte er durch ihren Körper, sie wurde von den Füßen gerissen, fiel rücklings auf die nassen Stufen, hörte noch ein Knirschen unter sich, als das morsche Holz bröckelte und sie die Treppen vollends hinunterrollte und dann unten aufschlug und liegenblieb.

Sie stöhnte, hörte gleichzeitig aber die Geräusche, die sich zu einem wüsten Durcheinander zusammenfanden, und unterdrückte sodann jeden weiteren Schmerzenslaut.

Jemand kniete neben ihr nieder, eine heisere, zufrieden klingende Stimme sagte etwas, das sie nicht mehr richtig verstehen konnte, weil da auch noch die anderen Geräusche waren.

Damona riß sich zusammen, wollte ihren schnellen, keuchenden Atem verlangsamen, um besser hören zu können…

»… nicht umbringen. Sie nicht. Sie gehört zu den Auserwählten … Für euch sind genug andere da, die wir nicht brauchen können. Begleitpersonen der Millionäre … Die könnt ihr euch holen, aber erst, wenn ich das erlau …«

Damona bewegte sich, die Stimme brach mitten im Wort ab, und der schwarze Engel spürte so etwas wie überraschte Anerkennung vor dem oder der neben ihr Knienden ausstrahlen.

Dann ein Gefühlswirrwarr.

Abgrundtiefe Schlechtigkeit mischten sich mit Geltungswahn und der brennenden Gier nach Macht und Einfluß.

»Das war deine erste Lektion, Hexe«, zischte eine befehlsgewohnte Stimme, und Damona King spürte trotz der Schmerzen, die durch ihren geschundenen Körper loderten, die kalte Klinge an ihrem Hals.

***

Beängstigend langsam kroch die häßliche Spinne aus der Augenhöhle des Knochenschädels!

Der unheimliche Seemann bemerkte die Bewegung in seinem Horrorgesicht, seine Knochenhand zuckte hoch und zerdrückte die Spinne.

Irma Denim warf sich schluchzend herum, ohne auf die Schmerzen zu achten, die ihr diese heftige Bewegung verursachten. Ihr war heiß und kalt gleichermaßen, der Schweiß stand ihr auf der Stirn, gleichzeitig aber zitterte sie vor Kälte. Ihr ganzer Körper zuckte wie unter einem epileptischen Anfall. Sie konnte nicht mehr. Das Grauen war wie ein Gift, das in ihren Verstand eintröpfelte, und ihn auslöschte, auffraß, je mehr dazukam.

Die Schritte des Knöchernen, dessen Schädel mit einem großen Nagel an den Mast geschlagen gewesen war, waren verklungen.

Also mußte er jetzt neben ihr stehen.

Zitternd und schluchzend wartete Irma Denim auf das Ende.

»Bleib ganz still liegen!« erklang in diesem Augenblick die Stimme des Unheimlichen.

Sie klang, als würde man mit einem rostigen Nagel über ebenfalls rostiges Blech kratzen.

Ein Schauder der Angst jagte den nächsten, auf Irma Denims Rücken entstand eine dicke, talgige Gänsehaut, ihre Nerven flatterten, daß es ihr ganz übel wurde. Sie würgte trocken, ein gallebitterer Geschmack war alles, was in ihren Mund stieg.

»Ich – ich gehorche«, keuchte sie verzweifelt. »Ich tue alles, was Sie wollen!« Hoffnung entstand. Es kam ihr nicht zu Bewußtsein, wie lächerlich es war, in Gegenwart des grauenhaften Wesens zu hoffen – und es außerdem noch per ›Sie‹ anzureden.

Der untote Seemann lachte hämisch.

»So gefällst du mir, Warmblütlerin.«

»Darf ich mich umdrehen?«

»Warum nicht? Du weißt hoffentlich, daß du keine Chance hast, solltest du mich angreifen.« Etwas Eiskaltes, Metallisches, Hartes berührte Irma Denim knapp unterhalb ihrer Halsschlagader.

»Ich – ich weiß«, stieß sie gepreßt heraus.

Sie drehte sich vorsichtig um; der kalte Druck an ihrem Hals wich nicht, und als sie ihre Bewegung weit genug vollendet hatte, sah sie auch, was diesen Druck verursachte.

Es war die Spitze der rostigen Degenklinge. Der Untote hielt die Waffe beinahe lässig und spielerisch in der rechten Knochenklaue und starrte auf sie herunter.

Der von Fleischfetzen nur noch dürftig überspannte Gesichtsknochen wirkte wie aus einem Alptraum gerissen. In der einen Augenhöhle saß noch ein völlig intaktes Auge – groß und rund, die Iris darin katzenhaft geschlitzt –, während das andere Auge nur ein düster klaffendes Loch war, das vorhin der großen Spinne Heimstatt gewesen war.

Das Loch, das der Nagel in die Stirn des Schädels gerissen hatte, war ausgefranst. Der Wind und das Salz des Meerwassers hatten daran

gefressen.
Irma Denim schwieg, die Gedanken aber jagten sich hinter ihrer Stirn, und die Schmerzen, die noch immer von ihrer Hüfte ausstrahlten, ignorierte sie. Sie waren nicht mehr wichtig. Wenn sie jetzt nicht all ihre Nerven zusammennahm, dann spürte sie bald überhaupt keine Schmerzen mehr, weil sie dann nämlich tot war.
Umgebracht von dieser Bestie, die es doch gar nicht geben durfte.
»Bitte, töten Sie mich nicht«, sagte sie flehend. Das Schweigen des Unheimlichen deutete sie als gefährlich. Die Degenspitze ritzte die Haut ihrer Kehle, ein Blutstropfen quoll heraus, rann den Hals hinunter, versiegte im tiefen Ausschnitt ihrer weißen Bluse.
»Ganz still. Keinen Laut.«
Wie konnte es ein solches Wesen geben? Irma Denim mußte an die Sage vom Fliegenden Holländer und seiner Geistermannschaft denken, an unzählige Schauergeschichten, die sie im Laufe ihres Lebens gehört und belächelt hatte.
Jetzt, in der Stunde ihres großen Triumphs, als sie den Mann ihrer Träume endlich soweit gehabt hatte, daß er ihr einen Heiratsantrag stellte, war auch das große Grauen über sie gekommen.
War das die Strafe für ihren Spott allen übernatürlichen und nicht rationell erklärbaren Dingen gegenüber?
Der Unheimliche stand wie erstarrt, aufrecht, die real gewordene Todesdrohung. Der Sturmwind peitschte in Irma Denims Gesicht, trocknete den Schweiß, der aber sogleich wieder neu aus den Poren drang und sich wieder schmierig glatt über ihre Stirn ausbreitete.
Der Knöcherne schien auf etwas zu warten. – Auf was?
Das Schiffsdeck hob sich, senkte sich. Wie unter gewaltigen Atemzügen – den Atemzügen eines Monstrums. Lebte das Schiff? Es war ein Geisterschiff, Irma wußte das.
Sie bewegte sich, weil die Schmerzen in ihrer Hüfte schlimmer wurden und einem gewaltigen Pulsieren gleich anschwollen. Die Degenspitze drang tiefer, sie keuchte auf.
»Warum?« schluchzte Irma Denim verzweifelt. »Warum soll ich still sein? Was – was haben Sie vor?«
»Ein Scherz, Warmblütlerin, nichts weiter.«
»Ein Scherz!« Entgeistert spie sie die beiden Worte aus. Regen wehte in dünnen Schleiern vom nachtschwarzen Himmel. Über die nahe Reling peitschte Meerwasser, Tausende von winzigen, juwelenartigen Tröpfchen wehten heran, der Sturmwind frischte noch mehr auf, die Weite des Decks verschwamm in Dunst, Finsternis und Regen.
Der Unheimliche stieß ein grollendes Lachen aus und reckte den Schädel nach rechts.
Dort waren, als sich das Schiff verändert hatte, Mitteldeckaufbauten entstanden. Statt zwei Masten gab es jetzt drei. Der Fürchterliche

starrte zu diesen Aufbauten hinüber, als erwarte er dort jeden Augenblick jemanden zu sehen.

Und Irma Denim begriff schlagartig, als sie die zierliche Gestalt auftauchen sah…

Der Tote stieß ein Fauchen aus, als errate er ihre Gedanken.

»Wenn du dich bemerkbar machst, ist es aus mit dir.«

»Du tötest mich doch sowieso!«

»Du bist unwichtig. Nur Ballast.«

»Also habe ich recht!« Sie verkraftete es kaum, dieses Gespräch, aber es verringerte auch ihre Angst, wie sie jetzt plötzlich erkannte.

Reden, du mußt ihn hinhalten, vielleicht.

»Nur die Reichen sind wichtig«, grollte der Tote höhnisch.

»John!« Entsetzt hauchte sie den Namen, alle Kraft verließ sie.

Auch die, die ihr der Trotz für ein paar wenige Sekundenbruchteile verliehen hatte. »Ihr habt es auf John abgesehen.«

»Auf John Walker, aber auch auf die anderen seiner Art. Sie sollen uns wichtige Helfer werden«, kicherte der Knochenmann.

Irma Denim schüttelte es. Die Angst riß und zerrte in ihr. Sie hatte schon viel erlebt. Als Fotomodell mußte man eine Menge einstecken können, das machte hart. Ihren ersten Auftrag hatte sie nur bekommen, weil sie mit dem fetten und stinkreichen Auftraggeber, einem Suppenwürfelfabrikanten, ins Bett gestiegen war.

Diese Sache aber übertraf alles.

Das Horror-Reich zeigte ihr, wo ihre Grenzen waren. Fürchterlich elend war ihr zumute, und als sie daran dachte, was vielleicht gerade jetzt mit John Walker passierte, dann hätte sie am liebsten losgeschrien, damit dieses Gespenst endlich zustieß und sie tötete.

John war ein Feigling, er hatte sie im Stich gelassen, aber sie liebte ihn doch noch immer. Zu wissen, was ihm blühte, war grausam.

Keuchend holte sie Atem.

Ihr Blick aber klärte sich wieder, sie bekam sich wieder unter Kontrolle, wobei sie die Angespanntheit des Knöchernen sehr wohl bemerkte. Er starrte zu der Gestalt hinüber, die die Mitteldeckaufbauten des alten Seglers hinter sich gebracht hatte und jetzt über das Deck schritt…

Es war eine junge Frau, schlank, schwarzhaarig, in Jeans und mit einer weiten, vom Wind aufgeplusterten Bluse angetan.

Irma Denim kannte die Frau – es war Damona King, eine Hexe, wie man halb ehrfürchtig, halb spöttisch munkelte.

»Steckt sie hinter diesem – diesem furchtbaren Geschehen?« stieß Irma heraus. »Ist sie deine Auftraggeberin?«

Das Skelett antwortete nicht. Damona King kam näher, eigentlich müßte sie sie jetzt sehen, doch das schien sie nicht.

»Warum sieht sie uns nicht?«

»Ein magischer Schutzschirm tarnt uns. Und jetzt – sei endlich still.«

Der Film lief unvermittelt schneller vor Irma Denims Augen ab.

Eine Flutwelle kam, spülte die schwarzhaarige Frau davon, schmutzigtrübe Wassermassen geiferten über die Planken, der Wind toste und jaulte und heulte, und oben, in der Takelage des Heckmasts, raunten geisterhafte Stimmen.

Schwärze überschattete die Szenerie, Irma konnte die weiteren Einzelheiten nicht mehr so unnatürlich deutlich sehen, was wohl ebenfalls an der Magie lag, die hier zum Einsatz kam.

Damona King wurde ein Schatten unter unzähligen anderen Schatten, sie war der Flutwelle entkommen, richtete sich auf, ging zur Kajüttür, als sie von oben her angegriffen wurde.

»Meine Mannschaft!« erklärte der Knochenmann. Dann schrie er seine Kommandos.

Schemen sausten aus der Takelage herunter, weißliches, schwammiges Fleisch blitzte hier und da auf, modrige Kleidungsfetzen flatterten im Wind, Knochenfäuste umklammerten Säbel und Degen und Enterhaken, tote Augen glitzerten kurz und gespenstisch unter der Berührung unheimlicher Lichtstrahlen.

Tumult auf dem Deck. Der Horror-Kapitän brüllte weitere Befehle.

Seine untoten Männer antworteten.

Schüsse. Schreie der Wut und des Todesschmerzes. Und wieder Schüsse und deren rollende, harte Echos.

Dann war der Spuk vorbei, Damona King verschwand durch eine Tür.

Der Kapitän bewegte sich, seine Linke ruckte befehlend hoch, ein Glitzern und Gleißen funkelte ringsum auf, dann war alles wieder wie zuvor.

»Jetzt zu dir, Warmblütlerin.«

Das erhaltene Auge starrte sie aus den Gesichtsknochen heraus an.

Ein stechender Blick, der bis in Irma Denims Seele stach. Sie robbte zurück. Das nasse Deck strahlte Kälte aus, die ihren Körper lähmte.

Die Beine und Füße spürte sie noch immer nicht.

»Laß mich am Leben. Ich habe sie nicht gewarnt. Ich – habe gehorcht. Laß mich am Leben – bitte!«

»Du gehörst mir und meinen Leuten. Du bist unsere Bezahlung.«

»Aber ich – ich könnte dir doch auch – behilflich sein, wie John. Ich…« Sie unterbrach sich, versuchte es anders: »Du hast es doch versprochen!« Irma Denim schrie diesen Satz. Der Wind riß ihr die Worte von den Lippen. Ihr war kalt. John – wo bist du bloß, dachte sie. Bitte, hilf mir, hilf mir doch! Ich kann diese Bestie nicht mehr hinhalten.

»Du warst eben zu vertrauensselig, zu leichtgläubig. Ein Versprechen kann man leicht brechen. Das tut ihr Menschen doch ununterbrochen.«

Der Horror-Kapitän kam, und er dachte nicht daran, sie zu verschonen.

Irma Denim erkannte es. Sie hatte sich etwas vorgemacht. Zischend pendelte die biegsame Degenklinge vor ihren Augen hin und her.

Der Unheimliche lachte.

Sie robbte noch weiter zurück, krallte ihre Nägel in die schleimigen, algenüberwachsenen Planken, zog und zerrte ihren steifen Körper weiter, immer weiter.

Der Horror-Kapitän ließ sie gewähren. Gemächlichen Schritts folgte er ihr. Und dann, als sie gar nicht damit rechnete, zuckte seine Hand vor, der Degen kam, die Spitze gleißte auf – siedend heiß war der tödliche Stahl!

Der Karibik-Zauber zerplatzte vor Irma Denims entsetzt aufgerissenen Augen, wurde zu einem Zerrbild, das der Tod projizierte, überall war jetzt nur noch Rot, blutiges Rot…

Irma Denim fühlte wie von weither, daß sie hochgehoben wurde, sie schwebte, dann fiel sie, stürzte in eine grauenvolle, von teuflischem Leben erfüllte Tiefe hinunter…

Mit letzter Kraft riß sie noch einmal die Augen auf, sie sah die immer noch wildbewegte schwarze Wasseroberfläche heranschießen.

Irma Denim ruderte schwach mit den Armen, als könnte sie so ihren Fall abbremsen.

Natürlich ging das nicht.

Unter ihr brach das Meer auf, Wasser brodelte und spritzte, ein jaulendes Brüllen erklang, während das Monstrum, das dort unten gelauert hatte, hochzuckte, um sein Opfer zu packen…

***

Wie von einem gemeinen Peitschenhieb mitten ins Gesicht getroffen wirbelte John Walker herum.

Plötzlich war er wieder voll da, während er noch vor ein paar Sekunden wie eingefroren gewesen war. Er hatte sich nicht mehr bewegen können. Er war buchstäblich zu Stein geworden, innerlich vereist, vereist von einer unglaublichen Kälte.

Jetzt war das vorbei, aber er hatte keine Ahnung, wie er in diese Kabine gekommen war.

Er konnte sich wieder bewegen.

Die Helligkeit, die jetzt ringsum explodierte, blendete ihn, er riß beide Hände vors Gesicht, taumelte ein paar Schritte rückwärts, bis er die Wand an seinem Rücken spürte.

»Verdammt, macht das Licht aus!« schrie er wütend.

»Wir wollen dir damit nur einen Gefallen tun, Freundchen«, tönte es von jenseits der Wand aus Licht zurück.

»Ja, damit du auch richtig genießen kannst, was jetzt mit dir

geschieht!«

Kichern. Flüsternde Stimmen. Gespenstisches Raunen, das von überallher kam – sogar aus den Ritzen der Decksplanken unter seinen Schuhen.

Es verschlug John Walker die Sprache.

Das, was er in den letzten Minuten alles an unliebsamen und – vor allem – unerklärbaren Dingen erlebt hatte, genügte, um ihn fertig zu machen. Seine Nerven hielten der Überbeanspruchung nicht stand.

Etwas in seinem Schädel rastete aus.

John Walker begann zu toben, er warf sich mit einem wüsten Fluch vorwärts, seine Fäuste stießen in die gleißende, blendende Helligkeit hinein, trafen auf weiche – widerliche weiche – Ziele, dann fühlte er sich herumgewirbelt – und knallte auf den Boden.

Blinzelnd und stöhnend richtete er sich wieder auf. Er war still.

Jetzt sah er auch die Gestalten.

Sie mußten aus einem schlechten Horror-Film entsprungen sein.

Abgerissen, zerfetzt war ihre Kleidung, und sie stank entsetzlich nach Nässe und Moder. Die Kreaturen, die darin steckten, rochen auch nicht besser, Algen hatten sich an den Knochen festgekrallt, Fleisch und Haut waren größtenteils verschwunden oder zu verschrumpelten Flächen verkümmert. Manche der Horror-Wesen hatten noch Augen – bleiche, blinde Augen, die unmöglich mehr sehen – normal sehen – konnten, auch strähnige Haare klebten noch an den Schädelknochen… Aber ansonsten waren es Alptraumkreaturen, Monster – lebende Tote …

Und mitten unter ihnen…

John Walkers Gedanken froren ein.

»Kapitän Boscentis!« flüsterte er, als er den hochgewachsenen Mann erkannte.

»In der Tat, ich bin es, Mr. Walker. Freut mich, daß Sie selbst in diesem nervenaufreibenden Augenblick ihr Gedächtnis nicht im Stich läßt. Erstaunlich.«

Die Untoten lachten kichernd. Das Flüstern, das Walker schon vorhin vernommen hatte, verstärkte sich, wurde zu einem Reigen unheimlicher, windähnlicher Stimmen, deren Worte er nicht verstehen konnte.

Hinter dem Kapitän standen noch zwei normale Menschen – sofern man hier von normalen Menschen überhaupt reden konnte.

Es war der Erste Offizier der OSIMDAS sowie ein Mann, dessen Gesicht nicht zu erkennen war, weil es nur eine – eine glatte, schimmernde Fläche war.

Als der Gesichtslose John Walkers Blick bemerkte, verneigte er sich leicht.

»Es wird gleich vorbei sein, John«, sagte er.

John Walker keuchte – diese Stimme, er kannte sie. »Du?« stieß er dann hervor.

»Ist das jetzt noch wichtig?«

Kapitän Boscentis trat vor. Er fletschte die Zähne, und John Walker riß seinen Blick von dem Gesichtslosen weg – hin zu den spitzen Eckzähnen des Kapitäns.

Das bleiche Gesicht war verzerrt, blutrot schimmerten die Augen.

»Ich werde es tun, Herr!« keuchte Boscentis und setzte sich in Bewegung. Die Horror-Kreaturen, die einen weiten Kreis um sie herum bildeten, kicherten wieder. Einige feuerten den Kapitän an. »Ja, beiß ihn, den Warmblütler. Mach ihn zu unseresgleichen, auf daß er sieht, was ihm bisher nicht zu sehen vergönnt war!«

»Halt!« Scharf wie ein Peitschenknall zerschnitt die Stimme des Gesichtslosen das hechelnde Raunen, Zischeln und Flüstern.

Boscentis erstarrte. »Aber Herr…«

»Du erinnerst dich nicht mehr an das, was ich dir vor einigen Tagen sagte?« erkundigte sich der Gesichtslose gefährlich freundschaftlich.

Der Vampir stieß ein Fauchen aus. »Doch, Herr, aber mich trifft keine Schuld. Dieses Mal nicht. Ich selbst habe die Tür verschlossen, und…«

Erneut unterbrach der Gesichtslose. »Ah, du erinnerst dich also doch. Ich habe dich gewarnt. Keine Fehler mehr. Dennoch hast du einen weiteren zu verantworten, denn die Kabinentür war *nicht* verschlossen. Oder wie sonst ist es zu erklären, daß der Junge, der Miß Kings Gepäck an Bord brachte, wie Mrs. Sarantini auf die Särge gestoßen ist?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe die Tür jedenfalls abgeschlossen. Jemand muß sie wieder geöffnet haben.«

»Das glaubst du doch selber nicht!« höhnte der Gesichtslose. »Wer sollte ein Interesse daran haben, den Plan unseres großen Anführers Zarangar zu gefährden? Ich etwa, Boscentis? Nein, beileibe nicht. Oder Stevens, dein Erster Offizier?« Der Gesichtslose lachte, während Boscentis verbissen schwieg.

»Boscentis will seinen Fehler vertuschen«, fauchte Stevens ungeduldig.

»Und?« fragte der Hexer ruhig. »Was sollen wir deiner Meinung nach tun, Stevens?«

»Er muß für seine Unvorsichtigkeit bezahlen. Töte ihn, Herr. Ich kann das Schiff genauso führen, und ich bin ebenfalls von seiner Art, so daß du deine und Monsieur Zarangars Pläne nach wie vor ausführen kannst.« Mit diesen Worten bleckte Stevens seine Vampirzähne.

»Also gut, Stevens«, nickte der Gesichtslose. »Ich werde Boscentis bestrafen. Später. Zuerst jedoch will ich sehen, wie du deinen neuen Aufgaben gerecht wirst. Los – kümmere du dich um Walker!«

Totenbleich wich John Walker zurück, doch er kam nicht weit, die Wand stoppte ihn. Flucht war aussichtslos, die unheimliche Brut würde ihn auf jeden Fall aufhalten. In der Kajüte des Kapitäns roch es scharf nach Schweiß – und Angst.

Der Erste Offizier kam mit schleichenden Schritten auf ihn zu, drängte dabei Boscentis beiseite. Der Vampir-Kapitän ließ es schreckensstarr geschehen.

John Walker verstand nicht, was die Rivalität der drei geheimnisvollen Männer untereinander zu bedeuten hatte, er kapierte nur, daß es für ihn so oder so keine Rettung mehr gab.

Dennoch versuchte er, sich aus der Schlinge zu ziehen. »Warum wollt ihr mich umbringen?« sagte er so beherrscht wie möglich. »Lebend bringe ich euch viel mehr. Ich bin bereit, jede Lösegeldforderung zu erfüllen. Sie müssen mir nur sagen, wieviel…«

»Oh, Sie haben uns falsch verstanden, Walker«, sagte der Gesichtslose jovial. »Wir sind keine normalen Gangster, schauen Sie sich meine Freunde doch genau an. Geld interessiert uns nicht. Davon haben wir genug. Auch wollen wir Sie nicht töten.«

»Aber, zum Teufel…«, explodierte Walker, sein Atem beschleunigte sich, seine Brust drohte ihm zu platzen, so viel Luft pumpte er in sich hinein.

»Wir wollen Sie zu einem Vampir machen«, erklärte der Gesichtslose noch immer ganz ruhig. »Zu einem Blutsauger.«

***

Eiskalt war die Messerklinge an Damona Kings Kehle!

Der Kerl, der sie ihr gegen den Hals drückte, kam hinter ihr, er hielt sie zusätzlich noch mit dem linken Arm knapp unterhalb ihrer Brust halb umschlungen.

Rücksichtslos trieb er sie den schmalen, stinkenden, von Verwesung gezeichneten Gang entlang. In einiger Entfernung steckten mehr oder weniger regelmäßig Fackeln in gußeisernen Wandhaltern und verbreiteten ein trübes, rußiges Licht.

Damona taumelte mehr, als daß sie normal ging. Der Aufprall gegen den Strick, der quer über die Treppe gespannt gewesen war und dann der Sturz sorgten dafür, daß sie sich hundeelend fühlte. Sie gab sich auch keine Mühe, das zu vertuschen, im Gegenteil, sie übertrieb noch ein bißchen, denn vielleicht konnte sie den Kerl hinter sich doch noch irgendwie bluffen.

Eiseskälte strahlte von seinem Arm und dem dazugehörenden Körper aus, der gegen Damonas Rücken drückte.

Dazu der stinkende Verwesungsbrodem, der dem Kerl anhaftete.

Er gehörte nicht zu den Gespenstern, die sie oben, auf Deck, angegriffen hatten, das hatte sie vorhin festgestellt, als er sie

hochgezerrt und auf die Füße gestellt hatte.

Er trug eine ähnliche Uniform wie Kapitän Boscentis, und war ein Vampir!

Damit kannte sie also Blutsauger Nummer 2.

Sie erreichten das Ende des Korridors. Vor einer überraschend massiven Holztür blieben sie stehen. »Halt!« schnauzte der Kerl, die Dolchhand machte eine herrische Bewegung, der Stahl schnitt leicht in Damonas Haut.

Damona blieb stehen und machte unwillkürlich den Hals länger.

Der Druck der Dolchklinge sorgte dafür, daß sie jedem Wort ihres Hintermannes gehorchte.

»Und jetzt?« erkundigte sie sich.

»Du wirst eingesperrt. Deine erste Lektion hast du gelernt, jetzt folgt die zweite.«

»Und die wäre?«

Der Vampir kicherte hämisch. »Das wirst du bald genug sehen. Der Hexer hat sich etwas Hübsches für dich ausgedacht. Etwas ganz Spezielles.«

»Ein Hexer ist also auch noch mit im Bunde. Faszinierend.« Damona reizte den Vampir absichtlich. »Ihr habt keinen Aufwand und keine Mühe gescheut. Lohnt es sich denn auch?«

»Der Spott wird dir noch vergehen.«

Der linke Arm des Vampirs löste sich von Damona, sie spürte, wie er sich hinter ihr bewegte, und kurz spielte sie mit dem Gedanken, ob sie versuchen sollte, ihn zu erledigen.

Nein, das wäre ein Versuch geworden, der in die Hose gehen mußte, der Kerl war höllisch auf der Hut.

»Da! Schließ die Tür auf.« Mit diesen Worten drückte ihr der Blutsauger einen großen, rostigen Schlüssel in die Hand und stieß Damona nach vorn, auf die Kajüttür zu.

Das Messer verschwand von ihrer Kehle, Damona prallte gegen die Tür und nutzte die Gelegenheit. Mit einem weinerlichen Aufstöhnen ließ sie sich fallen, ging in die Hocke und federte auf den Vampir zu.

Der stieß ein wildes Fauchen aus.

Damona prallte gegen ihn, brachte ihn zu Fall, kam auch auf ihn zu liegen. Doch sie war zu langsam. Der Vampir ließ sie nicht zum Zuge kommen. Damona sah einen schwarzen Schemen, der auf sie zuraste, erkannte noch im letzten Sekundenbruchteil den Kolben ihrer Luger, dann knallte es und ein ganzes Schmerzfeuerwerk brannte in ihrem Schädel ab.

Der Schlag war nicht einmal allzu schlimm, sie hatte schon weit schlimmere kassiert und verdaut. Aber zusammen mit dem, was sie heute schon hatte einstecken müssen, reichte es.

Schlaff blieb sie liegen, wurde allerdings nicht ohnmächtig. Aber

auch so war es hart genug. Sehen konnte sie nichts mehr; vielleicht waren ihr die Augenlider zugefallen. Warm und klebrig rann ihr etwas über die Stirn, das spürte sie noch.

»Du hast Glück, daß der Meister verboten hat, dich zu töten«, keuchte der Vampir, während er sie mit den Füßen voran in die Kabine schleifte. Damonas Schädel schlug hart an, als er über die Schwelle geruckt wurde.

Dann ließ der Vampir sie einfach liegen.

Sie rang nach Atem, eine Hand kam fahrig hoch, wischte das Blut aus den Augen. Sie hörte Schritte, die sich von ihr entfernten, gleich darauf einen dumpfen Schlag, als die Kajüttür ins Schloß fiel. Sodann wurde der Schlüssel zweimal umgedreht.

Sie war eine Gefangene der Vampire!

***

Sie schreckte zusammen, als herrisch an die Kabinentür geklopft wurde.

»Ja? Wer ist da?« fragte sie, nachdem sie kurz gezögert hatte.

»Ich bin es, Caldwell, der Steward.«

Muriela Sarantini erhob sich von ihrem Bett, auf dem sie gelegen war und gegen die Decke gestarrt hatte. »Und? Was wollen Sie? Ich habe Sie nicht gerufen.«

Der Steward räusperte sich. »Ist Ihr Mann bei Ihnen, Mrs. Sarantini?«

Beinahe hätte sie hysterisch aufgelacht. Ihr Mann. Dieser Hurenbock, trieb sich natürlich wieder irgendwo mit seinem Flittchen herum. Aber das konnte sie Caldwell natürlich nicht sagen, denn nach außen hin mußte schließlich die Fassung gewahrt bleiben.

»Er – er ist im Aufenthaltssalon«, antwortete sie endlich.

Sie stand jetzt direkt vor der Kabinentür, die rechte Hand ausgestreckt, nur mehr ein paar Zoll von der Klinke entfernt.

»Der Kapitän schickt mich. Ich soll Ihnen eine Botschaft überbringen, Mrs. Sarantini.«

Eine heiße Woge pulste in Muriela Sarantini empor. Boscentis! Er war in den letzten paar Tagen immer in ihrer Nähe gewesen, hatte ihr zärtliche Blicke zugeworfen, jedoch keinen Versuch unternommen, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Vielleicht, weil er auf ihren Mann Rücksicht nahm.

Muriela Sarantini mußte daran denken, wie sie ihn vor einigen Tagen in dem schwarzen Sarg überrascht hatte, an die daran anschließende Unterhaltung, an die Kälte, die sein Körper verstrahlt hatte…

Aber auch an ihre Sehnsucht mußte sie denken.

»Mrs. Sarantini?« erkundigte sich der Steward, und so etwas wie leise Sorge schwang in seiner Stimme.

»Ja, ja«, sagte Muriela Sarantini. »Ich öffne.«

Sie erwachte aus ihrer Starre, ihre Hand legte sich auf die Klinke, während die andere den Schlüssel im Schloß drehte.

Sie zog die Tür auf.

Draußen herrschte Dämmerlicht, aber die große Gestalt des Stewards erkannte sie trotzdem. Er lächelte schief.

»So, was für eine Botschaft haben Sie?« Muriela Sarantini zog ihr seidenes Nachthemd vor der mageren Brust zusammen.

»Diese hier!«

Caldwells Rechte ruckte mit der Schnelligkeit einer angreifenden Kobra hoch.

Muriela Sarantini sah den metallischen, schwarzblauen Lauf einer Luger-Pistole und prallte zurück.

»Was…«

»Sie haben zuviel gesehen, Mrs. Sarantini. Sie wissen zuviel… Das ist nicht gut. Außerdem – Sie sind nicht wichtig für unsere Pläne. Unnötigen Ballast muß man rechtzeitig abwerfen.«

»Der Sarg!« stieß Muriela Sarantini erstickt hervor. »Es ist, weil ich den Sarg gesehen habe!«

»Genau.«

»Dann ist es also…«

»… für Sie nicht mehr von Bedeutung!« gab der Steward ihrem Satz eine andere Wendung.

Dann drückte er ab.

Muriela Sarantini wurde von der Kugel getroffen, herumgerissen und zurückgestoßen.

Ohne einen Laut von sich zu geben, schlug sie auf dem Boden auf.

Sie spürte es nicht mehr, denn zu diesem Zeitpunkt war sie bereits tot.

Der Steward bleckte die Zähne – gefährliche Vampir-Hauer blitzten feucht im warmen Licht der luxuriösen Kabine.

Er glitt über die Schwelle, nachdem er kurz gelauscht hatte. Niemand hatte den Schuß gehört. Der Zauber der Geister sorgte schon dafür.

Er aber vollendete seinen grausigen Auftrag so, wie es der Hexer befohlen hatte…

***

Zuerst brachte John Walker keinen Ton heraus, und Stevens, der Vampir, schlich geduckt und mit gierig funkelnden Augen heran.

»Zu einem Vampir!« brachte Walker endlich heraus. Er zitterte, Schweiß brach ihm aus allen Poren. »Zu einem Vampir wollt ihr mich machen!«

Die Gespenster kicherten.

»Er hat Angst, Angst, fürchterliche Angst, man kann sie riechen!« wisperten und raunten sie, wobei sie ihre verrotteten Körper wie im

Tanz wiegten, ohne jedoch den Blockadering dadurch durchlässiger werden zu lassen.
»Sie werden unsterblich sein, Walker, reizt Sie das nicht?« kam die einschmeichelnde Stimme des Gesichtslosen, der sich noch immer im Hintergrund hielt und sich fast gelangweilt auf seinen ebenholzschwarzen Spazierstock lehnte.
»Unsterblich«, echote Walker. Der Gedanke daran hatte etwas reizvolles, das mußte er zugeben.
»Die Unsterblichkeit ist mehr wert als alles Geld, das Sie im Laufe Ihres Lebens gehortet haben, nicht wahr?«
Walker räusperte sich. »Ja, das stimmt. – Das gebe ich zu, und ich…«
Er brach ab, als der Vampir Stevens sein Maul aufriß, und seine Beißer präsentierte. Ein Angstschauer kroch in Walkers Magen, wand sich, riß an seinen Eingeweiden. Er hatte schon Vampir-Filme gesehen, natürlich; und so langsam begriff er auch, daß das hier echte Vampire – und echte Geister waren, obwohl er sich diese Einsicht bis zuletzt verwahrt hatte. Er konnte nicht fassen, wie so etwas möglich war, wollte auch gar nicht weiter darüber nachdenken.
Die Unsterblichkeit.
Teufel, wie verlockend dieser Gedanke war.
»Was muß ich dafür tun?« wollte Walker schließlich wissen. Seine Angst legte sich, er sah, daß der Vampir noch abwartete – wahrscheinlich bis der Befehl des Gesichtslosen erfolgte.
»Unser zuverlässiger Verbündeter sein«, erwiderte der Hexer.
»Aber das wird für Sie selbstverständlich sein, wenn Sie erst einmal zu unseresgleichen geworden sind.«
Walker überlegte. Vorhin hatte er geglaubt, die Stimme zu kennen.
Jetzt war er sich nicht mehr so sicher, dazu trug vielleicht auch bei, daß ihn der Gesichtslose konsequent mit ›Sie‹ ansprach, und der Mann, den er als den Hexer erkannt zu haben glaubte, war mit ihm per Du. Aber, wie schon der Gesichtslose vorhin gesagt hatte: War das jetzt noch wichtig? Ihm wurde die Unsterblichkeit geboten, und er überlegte noch!
»Ich bin einverstanden«, erklärte John Walker.
»Nichts anderes habe ich erwartet.«
Und als der Hexer diese Worte ausgesprochen hatte, überschlugen sich die Geschehnisse, der Gesichtslose federte vor, bewegte sich schneller, als das Auge folgen konnte.
Der schwarze Spazierstock flog zischend durch die Luft, Boscentis schrie, als er von dem Hexer beiseite gedroschen wurde, und dann gellte noch ein Schrei.
Stevens, der Vampir, griff sich an die Brust, aus der die schwarze Spitze des Spazierstocks ragte!
Der Stock hatte ihn von hinten her durchbohrt. Röchelnd kreiselte

der Vampir herum, ein wildes Fauchen schlug aus seinem auf- und zuklappenden Maul. Geifer schäumte über die Lippen.

Aus der tödlichen Wunde aber quoll kein einziger Tropfen Blut.

»Warum, Herr?« röchelte Stevens.

Er brach schwer in die Knie, starrte dabei aber seinen Herrn weiterhin anklagend an.

»Weil ich dich durchschaut habe, Verräter!« sagte der Hexer jetzt wieder ganz sanft. Aufrecht stand er vor dem sterbenden Vampir und starrte verächtlich auf ihn hinunter. »Du wolltest Boscentis Stelle einnehmen, die Machtgier hat dich alles aufs Spiel setzen lassen. Deshalb hast du auch die Kajüte mit den Särgen wieder aufgeschlossen. Du wolltest, daß Boscentis bei mir in Ungnade fällt, daß ich ihn töte. Um deine Machtgelüste zu befriedigen hast du sogar meinen und Monsieur Zarangars großen Plan gefährdet! Deshalb – deshalb stirbst du jetzt!«

Der Vampir knurrte, wollte sich mit letzter Kraft aufrichten, aber der Hexer ließ ihm keine Chance.

Mit einem harten Fußtritt schleuderte er den Vampir zurück, wo er ausgestreckt liegenblieb und sein unheiliges Leben ausröchelte.

Boscentis trat vor. Er ergriff die behandschuhte Rechte des Hexers, kniete sich nieder. »Danke, Herr! Danke!« sagte er.

»Tu deine Pflicht! Mach John Walker zu unseresgleichen!« befahl der Hexer jedoch schroff. »Wir wollen keine Zeit mehr verlieren. In dieser Nacht muß noch viel getan werden.«

Boscentis richtete sich auf, fletschte die Zähne. John Walker hatte keine Angst mehr. *Unsterblich…* Unsterblich werde ich sein … Nur daran dachte er, als der Vampir kam, ihn mit einem aggressiven Fauchen packte und ihm seine langen Eckzähne in den Hals trieb …

***

»Gewonnen!«

Lady Audville knallte mit einer routinierten und doch eleganten Bewegung das As auf den grünen Spieltisch, blickte sich triumphierend in der Damenrunde um und grinste übers ganze Gesicht, das sich knitternd in zahllose Falten und Fältchen auflöste.

Fehlt nicht viel, und die millimeterdicke Make-up-Schicht blättert ab, dachte sich Corinna Stier insgeheim, behielt jedoch eine unbewegte Miene bei.

»Im Spiel ist es wie im Leben – der Tüchtige gewinnt«, philosophierte die Lady, und räumte den Gewinn ab. Mit beiden Händen schob sie die Dollar-Noten, um die gespielt worden war, zu sich hinüber. Die schweren Gold-Armreifen, die sie an den Handgelenken trug, schabten hart über den Tisch.

»Na, immer noch sprachlos?«

»Sie sind heute abend auffällig tüchtig, meine Liebe«, erwiderte Laura Andersson, die hübsche Schwedin, und funkelte Lady Audville eigenartig an.

»Sie – Sie wollen damit doch nicht etwa andeuten, daß ich – äh, wie sagt man im Gassenjargon? – beschummle?«

»Aber nein, meine Liebe. Nur eben, daß Sie eine Menge Glück im Spiel haben. Hoffentlich in der Liebe auch.«

Die Schwedin lächelte maliziös, und Corinna Stier, die die Damenrunde schweigend beobachtete, konnte sich denken wieso. Lady Audville war schon über 60, sah auch mit der vielen Schminke aus wie ein wandelnder Leichnam: groß, dürr, knochig, das Gesicht eingefallen, die Haut fahl, die Haare, die zu Korkenzieherlocken gedreht waren, wirkten dünn und spröde, und der grellrot angemalte Mund wirkte wie ein höhnisches Fanal in diesem Knochengesicht.

Außerdem war allgemein bekannt, daß sich ihr Mann, Lord Sneewaters Audville – er war zwanzig Jahre jünger als die reiche Lady Audville – ganz nach Belieben mit einer Menge blutjunger Mädchen zu umgeben pflegte. Die Lady war die einzige, die das nicht wußte, oder wenigstens so tat, als wisse sie es nicht.

Das Schweigen wurde peinlich.

Dieser Ansicht war offenbar auch Madame Tassiljon, die vierte im Bunde.

»Warum sollten wir annehmen, daß unsere gute Lady Audville es nötig hat, dem Glück, sagen wir, nachzuhelfen? – Außerdem, finde ich, wird dieses Proletenspiel jetzt ohnehin langweilig. Wir sollten uns einen sinnvolleren Zeitvertreib ausdenken, was meinen Sie, meine Damen?«

Madame Tassiljon war Französin, eine gutaussehende Mittvierzigerin, schwarzes, mittellanges, sehr gepflegtes Haar, große Rehaugen, der Mund wurde stets von einem leichten Lächeln umspielt. Sie war nicht allzu sehr herausgeputzt, jedoch trotzdem appart, das grüne, teure Kleid betonte ihre üppige Figur sehr vorteilhaft, und die sechsfach um den Hals geschlungene Perlenkette sorgte sowieso dafür, daß ein männlicher Betrachter erst einmal darauf, und dann auf den mächtigen, kaum zu bändigenden Busen sah.

Madame Tassiljon führte eine glückliche Ehe, wie Corinna bereits von mehreren Seiten zugetragen worden war, obwohl sie daran gar nicht interessiert gewesen war. Außerdem war sie steinreich, hatte zwei niedliche Kinder, es gab nichts, was sie nicht erreicht hatte.

Deshalb war der Klatsch und der Tratsch über andere – weniger glücklichere Mitglieder des Jet-Sets – auch ihr heimliches Laster.

Corinna wußte also, was jetzt kam.

Natürlich der Tratsch.

Die junge Deutsche lehnte sich zurück, schaltete ab, ließ ihre Blicke

in dem großen, sehr geschmackvoll eingerichteten Aufenthaltsraum umherschweifen.

Es war dämmrig, auf den Tischen, die in kleinen, intimen Separés standen, gab es kleine Leuchten. Die Gesichter der Anwesenden waren von einem milden Goldlicht vage erhellt.

Es waren überraschend viele Leute anwesend. Sie unterhielten sich, erzählten von ihren neuesten Errungenschaften, es ging um Bilanzen und Erfolge und Macht. Andere hatten sich ebenfalls in die Spielerecke zurückgezogen.

Sanfte, romantische Musik rieselte aus versteckt angebrachten Lautsprechern. Dazu das leise Stimmengewirr, das niemals aufdringlich wurde, weil jeder wußte, wie er sich zu benehmen hatte.

Alles wirkte gemütlich, sogar relativ ungezwungen, und dennoch konnte Corinna die Gezwungenheit irgendwie spüren.

Die Menschen, die hier nach dem Willen von Monsieur Zarangar zusammengewürfelt worden waren, gehörten den oberen Zehntausend an, das war aber auch ziemlich alles, was sie verband.

Untereinander hatte von Anfang an Konkurrenzdenken, Rivalität geherrscht.

Jeder wollte besser sein als der andere, und so schwelte der Zwist unter der scheinbar so friedlichen Oberfläche. Spitzen wurden ausgetauscht, wie vorhin zwischen Lara Andersson und Lady Audville.

Zwischendurch schnappte Corinna ein paar Bemerkungen der Damenrunde auf. Beiläufig, sie kümmerte sich nicht darum.

»… dennoch, das war vorhin nicht nett, daß Sie mich verdächtigt haben, Mrs. Andersson.« – Lady Audville.

»Aber das war doch nicht persönlich gemeint, meine Liebe.«

»Haben Sie auch schon von dem Gerücht gehört, daß diese Miß King eine Hexe sein soll. Eine richtige Hexe. Man stelle sich dies einmal vor.«

»Nein, was Sie nicht sagen, Madame Tassiljon. Wer hat das gesagt?«

»Mr. Fennerswale, Sie kennen ihn, dieser bezaubernde Gentleman aus Manchester.«

»Und wegen einer Person, über die solche Gerüchte umgehen, haben wir extra auf den Bahamas Halt gemacht? Unmöglich. Man sollte sich bei Monsieur Zarangar beschweren.«

Corinna hörte jetzt doch genauer hin. Sie mochte Damona King.

Sie hatte mit ihr zu Abend gegessen, sich anschließend sehr nett mit der jungen Konzernerbin unterhalten, und sie fand, daß die Gesellschaft von Damona King wesentlich angenehmer zu ertragen gewesen war wie die dieser Damen.

»… haben doch mit ihr gesprochen!«

Corinna zuckte zusammen, fühlte sich ertappt, als sie sah, daß Lady Tassiljon sie angesprochen hatte, und nun die Augenpaare der anderen

auf sie gerichtet waren.

»Wie bitte? Verzeihen Sie, ich war gerade mit meinen Gedanken ganz woanders.«

»Wir sprechen von dieser Miß King. Eine Hexe soll sie sein. Den bösen Blick haben, und so weiter, Sie verstehen.« Unwillkürlich hatte Madame Tassiljon ihre Stimme gedämpft, so daß sie sich vorbeugen mußte, um sich verständlich zu machen. Auch die Köpfe der anderen Ladys kamen vor.

»Sie ist nett«, meinte Corinna einfach.

»Dann hat sie Sie vielleicht schon verzaubert!« kicherte Lady Audville.

»Ach was. – Warum soll Miß King denn eine Hexe sein? Etwa, weil sie so gut aussieht? Dieser Grund wäre albern.«

»Ihre Mutter stammte, wie man hört, aus Transsilvanien.«

»Das ist auch kein Grund. Aus Transsilvanien kommen viel eher Vampire.«

Corinna Stier lächelte, als sie das Erschrecken der Ladys bemerkte.

Laura Andersson drehte nervös ihren Brillantring um den schmalen, gepflegten Ringfinger. Immer wieder, immer wieder. Lady Audvilles Augenlider zuckten. Nur Madame Tassiljon blieb ruhig. Sie erwiderte Corinnas Lächeln.

»Sie scheinen keinen großen Respekt vor solchen Dingen zu haben.«

»Wirklich nicht.«

»Mein Psychiater sagt immer, daß man davor aber zumindest Ehrfurcht haben sollte.« Madam Tassiljon sah die anderen an, ihre rechte Augenbraue zog sich hoch. »Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde…« Sie sprach nicht weiter, ließ aber diesen Satz, den sie mit düsterer Flüsterstimme ausgesprochen hatte, wirken.

»Ich stehe auf Horoskop-Wissenschaft«, gab Lady Audville bekannt. »Diese Madame Teissier, die man jetzt immer wieder im TV sieht… Also, ich muß sagen – faszinierend. In den Sternen liegt so viel Geheimnisvolles versteckt, man muß es nur entdecken.«

Corinna verdrehte die Augen, und machte sich bereit, sich zurückzuziehen. Es wurde langweilig. Da ging sie lieber in ihre Kabine und sah nach ihrem Sohn Markus. Der Kleine war vorhin brav eingeschlafen, aber bei ihm war man vor Überraschungen nie sicher. Er war ein kleiner Springinsfeld, unzähmbar wie ein Wildfohlen und so erlebnis- und entdeckungshungrig, daß man als Mutter nie über mangelnde Beschäftigung klagen konnte.

»… wenn diese Person aber wirklich eine Hexe ist, dann könnte das doch bedeuten«, nahm Laura Andersson, mittlerweile ebenfalls angesteckt vom ›Hexenwahn‹, das Gespräch wieder auf, »daß sie uns alle mit ihrem bösen Blick verzaubern will …«

»Oder in häßliche kleine Tiere verwandeln«, warf Corinna ein. »In

geschwätzige Enten, beispielsweise.«

Plötzlich war ihr der Kragen geplatzt, sie konnte nichts dafür.

Aber sie mochte es nun einmal nicht, wenn auf diese Art und Weise geschwatzt wurde. Mit dem Aberglauben sollte man keine Scherze machen. Was dabei herauskommen kann, das hatte Theodor Storm in seiner Novelle vom Schimmelreiter ja recht treffend beschrieben.

»Wie können Sie nur?« ereiferte sich Madame Tassiljon empört und schüttelte den Kopf.

»Sie ist vielleicht wirklich verhext, von dieser – dieser Miß King.«

»Guten Abend, meine Damen.« Corinna erhob sich, nickte den Dreien noch einmal kühl zu und ging davon.

An den Nachbartischen blickten einige Männer auf. Anerkennende Blicke flogen zu ihr herüber, die sie mit einem freundlichen Lächeln quittierte.

Im Davongehen hörte sie Madame Tassiljon noch sagen: »Eine Neureiche. Merkt man doch gleich. So etwas muß man einfach links liegenlassen, das ist die schlimmste Strafe für diese Subjekte.«

Am liebsten hätte sie sich umgedreht, wäre an den Tisch zurückgegangen und hätte der Tassiljon eine geklebt, aber das brachte ja nichts.

Corinna war froh, daß sie diesen sogenannten Damen gegenüber eine klare Linie gezogen hatte. Morgen würde sie sich ihre Gesellschaft kritischer aussuchen.

Sie erreichte die Rundtür, wischte die schweren Samtvorhänge beiseite, die davor zugezogen waren und wollte hinausgehen.

Aber *irgend etwas* hinderte sie daran.

Ein prickelndes Ziehen durchfloß ihren Körper, und plötzlich wollte sie den Aufenthaltssalon gar nicht mehr verlassen. Kopfschüttelnd drehte sich die blonde, schlanke Frau um. Sie machte ein paar Schritte, ihr Kopf tat ihr weh, vor ihren Augen schienen nebligtrübe Schleier zu hängen.

Ein junger, schwarzhaariger Mann, schlank, mit einem markanten, braungebrannten Gesicht und künstlich angegrauten Schläfen trat auf sie zu.

»Kennen wir uns nicht? Ich meine – haben wir uns nicht bei anderer Gelegenheit schon einmal gesehen?«

»Kann schon sein. Bitte, entschuldigen Sie mich.«

Schulterzuckend wandte sich der Mann ab. Die Musik schien leiser geworden zu sein.

Corinna wandte sich wieder um. Sie starrte die Tür an. Sie wollte hinaus. Zu Markus. Vielleicht…

Entschlossen schritt sie wieder auf die Tür zu. Sie glaubte, für ein paar Augenblicke ein Flimmern in der Luft zu sehen. Wie von einer Luftspiegelung.

Dann kam wieder das Prickeln!

Schmerzhafter diesmal!

Wie nadelscharfe Eiskristalle, die ihr auf den nackten Körper prasselten und kleine, blutende Wunden rissen.

Corinna verkrampfte sich. Sie schloß die Augen. Sie wollte hinaus.

Sie dachte an Markus. Warum konnte sie nicht zu ihm?

Unsagbar langsam brachte sie ihren rechten Arm hoch, ihre Hand krümmte sich, die Finger wurden zu Krallen, die sich zur Klinke vortasteten…

Und dann ging plötzlich alles ganz leicht. Das Prickeln verschwand, sie konnte die Teakholz-Tür öffnen und hinaustreten.

Ohne nachzudenken ging sie ein paar Schritte weit. Die Tür schloß sich wie von selbst hinter ihr. Das Stimmengewirr, das gedämpfte Lachen, die Musik – all das verstummte wie abgeschnitten, nachdem die Tür mit einem satten Laut zugefallen war.

Corinna blinzelte. Noch immer fühlte sie sich nicht wieder richtig wohl. Als wäre sie halb betäubt.

Sie stolperte, konnte sich aber gerade noch an der Wand halten, so daß sie nicht hinfiel.

Sie blieb stehen, wischte sich über die Augen. Sie brannten, als hätte man ihr Säure hineingeschüttet. Auch war ihr kalt. Ihr Kleid war tief ausgeschnitten und dünn. In der Karibik dürfte es doch nicht so kalt sein, überlegte Corinna Stier verblüfft.

Sie riß die Augen auf.

Das Dämmerlicht, das in dem Korridor hing, zauberte Schatten, bizarre Schatten, die sich näher auf sie zuzuschieben schienen. Auch roch es hier so komisch.

Sie kannte diesen Geruch.

Damals, als sie auf der Beerdigung ihrer Freundin Lisa gewesen war, hatte sie ihn auch gerochen.

Es war ein Geruch, wie er sonst nur auf Friedhöfen herrschte. Modergeruch, Verwesungsgeruch.

Corinna nagte auf der Unterlippe, spürte jetzt auch die glitschige, haarige Schicht, die die Wand überzog und riß ihre Hand weg.

Schlagartig funktionierte ihr Gehirn wieder normal, die Benommenheit war weg.

Dafür aber wühlte sich das Grauen wie eine rostige Schwertspitze in ihr Herz!

Das hier war doch nicht mehr der luxuriös ausgestattete Korridor, den sie beim Herkommen bewundert hatte!

Das hier sah vielmehr nach dem alten, verrotteten Gang eines schon lange versunkenen, uralten Schiffes aus!

Überall feuchte Algen an den Wänden, der Boden morsch, vereinzelt waren sogar Bretter durchgebrochen, so daß Hohlräume klafften.

Corinna rannte los. Sie mußte an Markus denken, den sie allein in ihrer Kabine zurückgelassen hatte, und die Angst raubte ihr den Atem. Ihr Herz schlug so hart, daß es schmerzte. Corinnas Verstand weigerte sich, diese Veränderung zu akzeptieren. Konnte es so etwas denn geben?

War es Zauberei?

Kurz nur dachte sie an das Gespräch mit den drei abergläubischen Schwatztanten.

Corinna sah, daß sich vor ihr das Dämmerlicht aufhellte. Sie bog um die Korridorbiegung. Eine Fackel steckte in einer Wandhalterung aus Gußeisen. Unruhig zuckte die Flamme, als würde von irgendwoher ein unregelmäßiger Luftzug kommen.

Corinna war außer sich. Wäre es nicht besser gewesen, die anderen zu warnen? Sicher, aber sie hatte nur einen Gedanken: Markus.

Erst mußte sie wissen, was mit ihrem Sohn passiert war. Ob die Veränderung des Schiffs auch die privaten Kabinen betroffen hatte.

Allein der Gedanke, daß Markus in einer solchen fürchterlichen Umgebung schlief, ließ ihr heiß und kalt werden.

An andere Konsequenzen dachte sie noch gar nicht.

Sie erreichte den nächsten Quergang; bis jetzt stimmte die Richtung und Anlage der Korridore mit den ursprünglichen überein.

Corinna erreichte den Gang, auf der ihre Kabine liegen mußte.

Schon von weitem sah sie, daß die morsche Tür offenstand und schief in rostigen Angeln hing.

Lichtschein fiel aus der Kabine.

Corinna hielt den Atem an, hastete den unebenen, glitschigen, stinkenden, nassen Korridor entlang, achtete auf die Löcher im Boden, wischte die Wassertropfen aus dem erhitzten Gesicht, die von der Decke fielen – und stand vor der Türöffnung.

»Markus!«

Sie zögerte nur einen winzigen Sekundenbruchteil, dann riß sie die Tür auf, stürmte in die Kabine hinein.

Ihre Kleider, ihr Schmuck, ihre ganze Habe – alles war wie von einem Sturmwind durch den Raum verstreut und zerfetzt und dreckig. Die Kabine war ebenso verwandelt wie der Korridor. Wasser stand knöcheltief auf dem Boden. Algen überzogen die Wände. Eine Spinne krabbelte hastig und ruckartig über die Decke und verschwand in einem faustgroßen Loch.

Corinna drehte sich, dann stürzte sie herum. »Markus! Um Gottes willen, wo bist du?«

Sie durchsuchte die Kabine, das anschließende Bad – sah überall nach, aber das half nichts.

Ihr kleiner Sohn war verschwunden!

Leichenblaß gab sie es auf. Die Erkenntnis trieb ihr die Tränen in die

Augen. Sie war verzweifelt. Die Verzweiflung überlagerte die Angst um das eigene Leben. Das, was hier passierte, war teuflisch – und gefährlich…

Ob vielleicht wirklich diese Damona King dahintersteckte?

Wenn sie eine Hexe war, dann…

»Unsinn!« redete sie sich diesen dummen Gedanken selber aus.

Sie vertraute Damona King. Ob sie ihr helfen konnte? Die schwarzhaarige Frau hatte sich schon beizeiten in ihre Kabine zurückgezogen, dann konnte vielleicht sie ihr helfen, Markus wieder zu finden.

Wenn sie diesen Spuk überlebt hatte.

Corinna verließ ihre Kabine, blickte sich kurz um. Sie erwartete nicht, jemanden zu sehen, denn bisher war ihr ja auch niemand begegnet.

Um so schlimmer war der Schrecken.

Rechter Hand, den Korridor entlang, tauchte eine schattenhafte Gestalt auf. Sie humpelte.

Corinna starrte hin.

Jetzt trat die Gestalt in den zuckenden Lichtschein der Fackel. Mit eckigen Bewegungen kam sie näher, aber Corinna konnte nur dastehen, und diesen Alptraum… ja, das war das richtige Wort, denn dieses Wesen war kein Mensch.

Nicht mehr.

Es war ein lebender Leichnam, ein Mann, der schon lange, sehr lange tot sein mußte, das verriet die Kleidung. Sie war zerfetzt – nur mehr stinkende Lumpen.

Dennoch bewegte er sich und kam näher!

Er humpelte, weil er ein Holzbein hatte. Sein Gesicht war schmal, kantig. Die Haut war an manchen Stellen wie von Säure zerfressen, so daß der blanke Knochen zu sehen war. Das strähnige Haar war von einem schmalen Stirnband zusammengehalten.

Er grinste jetzt, wobei er schwarze Stummelzähne bleckte.

Und er hob die rechte Hand – eine Knochenklaue –, und jetzt erst erblickte Corinna den rostigen Säbel, den er damit hielt…

Corinnas Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen, dennoch aber handelte die junge Frau instinktiv – sie rannte los, ohne noch lange nachzudenken.

Der untote Seemann stieß ein gurgelndes Lachen aus, das Corinna schier den Verstand raubte.

Dann nahm der Unheimliche kichernd die Verfolgung auf…

***

Er lag in einem schwarzen Sarg!

Aber das wußte er noch nicht.

Von der Decke tropfte ihm Wasser ins Gesicht. Das weckte ihn auf.

Mike Hunter war einiges gewohnt, aber ein so enges Bett…

Links und rechts stieß er sich die Schultern an, wenn er sich auch nur millimeterweise bewegte, was er in seiner Benommenheit unwillkürlich tat.

Das Aufwachen mußte sein, irgend etwas drängte ihn dazu. Nicht nur die Tropfen, die in monotoner Gleichförmigkeit mitten in seinem Gesicht aufschlugen.

Er schüttelte den Kopf, murmelte etwas vor sich hin, das er selber nicht verstand, und dann erst setzte auch seine Wahrnehmung und sein Denken wieder ein.

Alles Fluchen und Stöhnen half nichts, jetzt mußte er zusehen, wie er mit dieser Misere zurechtkam. Außer Kopfschütteln konnte er nämlich nichts tun. *Etwas* hinderte ihn daran, sich aufzurichten.

Die Erinnerung an das, was passiert war, stand sehr plastisch vor Mike Hunters innerem Auge.

Er war entführt worden.

Von einem Dämon!

Und mit ihm seine Mutter.

Mike probierte es. Seine Lippen fühlten sich steif an und wie mit Alleskleber überzogen, aber schließlich schaffte er es, und konnte die Worte formen: »Mam? Hey, Mutter? Bist du da?«

Während er auf eine Antwort, auf irgendein Lebenszeichen seiner Mutter wartete, hörte er wieder ihren gellenden Schreckensschrei, den sie ausgestoßen hatte, als der Dämon angegriffen hatte.

War sie tot?

Wieder fielen Wassertropfen in Mikes Gesicht. In der Düsternis, die in diesem Gefängnis herrschte, konnte er nicht viel sehen. Es war kalt und feucht. Verdammt feucht.

Starr und von unsichtbaren Stricken gefesselt, lag er in einem Sarg.

Ja, daß er in einem Sarg lag, das war ihm mittlerweile aufgegangen.

Ein ziemlich makabrer Humor, fand Mike Hunter.

Er aber wollte sich nicht bloß mit gedanklicher Gegenwehr zufriedengeben, sondern versuchte wieder, sich zu bewegen. Er quälte sich herum, fühlte, daß die unsichtbaren Stricke klebrig und zäh nachgaben, wenn er sich nicht ruckartig bewegte, und machte weiter.

Wie lange es dauerte, bis er halb auf der Seite lag, wußte er nicht.

Es war Kleinarbeit, die ihm den Schweiß aus den Poren trieb und Kälte und Nässe vergessen ließen. Der Sarg stand nicht fest verankert.

Mike fühlte das kaum merkliche Nachfedern, das entstand, wenn er sich bewegte.

Möglicherweise konnte er damit etwas anfangen.

Er mußte aus dieser Totenkiste herauskommen. Die, die ihn da hineingelegt hatten, hatten nichts Gutes mit ihm vor. Er mußte

schneller sein als sie.

Wieder mußte er an seine Mutter denken, die rüstige Lady Amelie, die nüchterne Lady, für die es keine Dämonen gab.

Es gab ihm einen Stich. Aber er rief nicht mehr nach ihr. Wenn er erst einmal aus diesem Sarg heraus war, dann würde er sie finden.

Hoffentlich lebendig.

Weiterhin tropfte es von der Decke, die Mike nicht sehen konnte, weil es zu düster war. Aber die Tropfen hieben ihm jetzt wenigstens nicht mehr ins Gesicht, sondern platschten daran vorbei, auf den rauhen Holzboden des Sargs.

Mike begann zu schaukeln. Ganz langsam fing er an, die unsichtbaren Fesseln ließen dies zu, dann steigerte er den Schwung, der Sarg wippte leicht hin und her.

Mike biß sich auf die Lippen, atmete ein, bevor er den letzten Anlauf nahm und sich gegen die Seitenwand des Sargs fallen ließ. Der Ruck sorgte dafür, daß die Fessel einrastete – ähnlich wie ein Sicherheitsgurt. Aber Mikes Schwung hatte ausgereicht, er stieß gegen die Wand – wenn auch nicht so heftig wie beabsichtigt.

Der Sarg kippte!

Langsam neigte er sich, Mike Hunter hielt die Luft an, denn es sah einen Augenblick lang so aus, als würde der Sarg wieder zurückfallen.

Das aber geschah nicht.

Er kippte endgültig um, es gab einen lauten Schlag, der selbst Tote aufwecken mußte, ein Knirschen. Dann wurde Mike aus der Totenkiste hinausgestoßen, rollte über unebenen, nassen Boden – und blieb mit dem Gesicht nach unten in einer Lache aus stinkendem, brackigem Wasser liegen.

Obwohl er instinktiv die Lippen zusammengepreßt hatte, quollen ihm ein paar Tropfen in den Mund. Angeekelt spie er aus.

Die unsichtbare Fessel aber lag noch immer um ihn, preßte ihm die Arme an die Seiten und hielt ihn so gut wie bewegungslos.

Er hörte kleine, trippelnde Schritte. Das Wimmeln in der Dunkelheit spürte er mehr; zu sehen war nämlich nichts.

Ratten!

Wasser plitschte und klatschte, als die kleinen Nager auf ihn zuhetzten.

Mike Hunter spannte die Muskeln an, er mußte aus dem Wasser herauskommen. Seinen Kopf konnte er millimeterweit heben, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis er einen Krampf im Genick bekam.

Dann würde er wieder im Wasser liegen.

Die Ratten kamen näher.

Er hörte sie schnuppern, er hörte ihre Schritte, ihr leises Fiepen.

Mikes Nackenhaare richteten sich auf. Wieder bewegte er sich – aber es war viel zu langsam.

Die Ratten jedoch hielt es auf Distanz.
Blieb die Frage – wie lange…

***

Niarchos Sarantini wälzte sich mit einem röchelnden Laut herum.
»Gyselda, Schätzchen…«, brummelte er schläfrig. Nach der Action war der Charmeur immer ziemlich geschafft, und das Stärkungsschläfchen gehörte für ihn und seine Geliebte ebenso zur Sache wie das Salz zur Suppe. Wenigstens fand er das.
Er spürte einen Widerstand, seine tastende Hand glitt darüber, fühlte – und zuckte zurück.
Das, was er berührt hatte, war kalt, naß – und hart.
So fühlte sich seine reizende Gespielin beileibe nicht an. Sie war prächtig gewachsen, mit herrlichen Rundungen und pfirsichsamtiger Haut.
Niarchos war endlich so weit aus seiner Schläfrigkeit gerissen, daß er sich bequemte, sich auf dem bequemen Bett hochzustemmen. Mit einem ärgerlichen Schnaufen drehte er sich um. »Was ist denn, Schätzchen? Eh, dein großer Räuber ist wieder fit, wir können…«
Das letzte Wort blieb ihm buchstäblich im Hals stecken.
Seine Augen weiteten sich vor Grauen, mit einem japsenden Lufteinziehen prallte Niarchos Sarantini zurück.
Neben ihm lag ein Skelett!
Ein menschliches Skelett, dessen Schädel jedoch erhalten war. Das Gesicht gehörte seiner Geliebten. Ihre Augen starrten ihn leer und kalt und anklagend an…

***

Verbissen arbeitete sie.
Sie war von dem Vampir gefangengenommen und außer Gefecht gesetzt worden, sie fühlte sich hundeübel, aber sie hatte ihre Bewegungsfreiheit, und die nützte sie.
Damona hieb mit dem Eispickel ein weiteres Mal zu. Das mehlige, nasse Holz widerstand nicht. Knirschend löste sich ein Span nach dem anderen, Holzkrümel bedeckten den Boden des Lochs, das sie in die Planken grub.
Damona hörte kurz auf. Die Schwäche saß ihr in den Knochen, ließ sie steif und hart wie Zement werden. Sie durfte sich nicht schonen, je länger sie untätig war, desto verführerischer war es, aufzuhören, aufzugeben.
Sie wußte ja nicht einmal, ob sie auf diese Art und Weise ihrem Gefängnis entkommen konnte.
Sie hatte es untersucht, nicht nur einmal, nein, sondern drei-, viermal. Die Kabine war groß, eine einzelne Deckenlaterne spendete trübes Licht. Der Talgdocht aber war kurz, bald würde es mit der

Helligkeit vorbei sein.
Wände und Türen waren massiv.
Die Decke ebenfalls. Sie hatte sich davon überzeugt.
Blieb der Boden. Der war morsch, das Wasser stand an manchen Stellen zentimetertief, bevor es wesentlich langsamer darin versickerte, wie neue Tropfen von der Decke nachfielen und die Pfützen wieder auffüllten.
Den Stahlpickel schließlich hatte Damona unter einem morschen, halb zusammengebrochenen Schrank gefunden. Sie hatte sich augenblicklich an die Arbeit gemacht.
Jetzt klaffte ein nicht allzu großes, annähernd rundes Loch vor ihr, Wasser rann nach, aber sie war noch nicht durchgebrochen.
Damona wischte sich den Schweiß vom Gesicht, zuckte zusammen, als die stechenden Schmerzen wieder einsetzten, die ihr die Kopfverletzung bescherten, dann machte sie weiter. Sie trieb den Stahlhaken ins Holz, zerrte, brachte einen weiteren Span frei, riß ihn heraus. Weiter. Es war eine kräftezehrende Arbeit. Und eine, die den Tod bringen konnte. Damona wußte nicht, was unter den Planken lauerte.
Vielleicht die schwarze Tiefe des Meeres… Wassermassen, die sich explosionsartig ins Innere ergießen würden.
Damona hörte nicht auf. So, wie sie das sah, war sie nicht so tief im Bauch des Schiffes, um das befürchten zu müssen.
Sie hämmerte und klopfte, zerrte und riß und brachte weiter Span um Span aus dem morschen, stinkenden Holz, fegte das sich vergrößende Loch mit den bloßen Händen von Holzkrumen frei, riß sich dabei auch die Haut auf, daß die zahllosen kleinen Wunden bluteten und ebenfalls stete Schmerzimpulse ausstrahlten. Sie aber hatte gelernt, Schmerzen ertragen zu können. Körperliche Schmerzen wie auch geistige.
Und die waren in diesem Fall viel schlimmer.
Wenn sie nur an die vielen Passagiere dachte, die auf dieser schwimmenden Todesfalle waren, dann klopfte ihr Herz so hart und schmerzend gegen ihre Rippen, daß sie sich nur mit Mühe wieder beruhigen konnte.
Was hatten die Vampire und die untoten Matrosen vor?
Und dieser Hexer?
Wie paßten sie alle zusammen? Sie wußte, es war – wieder einmal – ein Höllenpuzzle, und die Chancen, daß sie es noch rechtzeitig zusammensetzen und das Schlimmste verhindern konnte, standen nicht sehr gut.
Aber sie wollte wenigstens alles tun, um es doch zu schaffen. Deshalb machte sie hier weiter, deshalb ließ sie sich nicht einfach zurückkippen und schloß auch nicht die Augen. Aus der Wunde, die

der Vampir ihr mit der Luger versetzt hatte, rann wieder Blut. Dort, wo sie gegen das Seil gerannt war, zog sich ein roter Striemen über ihre Wange.

Mit einer verzweifelten Anstrengung hieb sie den Eisenhaken ein weiteres Mal in die Planken, spürte, wie er durchbrach, strengte sich an, um ihn wieder freizubekommen.

Da hörte sie, wie hinter ihr der Schlüssel ins Türschloß gestoßen und sodann zweimal herumgedreht wurde.

Die Tür wurde aufgedrückt, und Caldwell, der Vampir, trat ein. In seiner Begleitung waren drei Untote.

***

Der Schatten saß an ihrem Bettrand!

Wie von der Natter gebissen, fuhr Natalie Burger hoch, ihre rechte Hand flog dorthin, wo sie die kleine Astra-Pistole liegen hatte, fand sie auch, packte sie und brachte sie in Anschlag.

All das geschah in einer Schnelligkeit, die Natalie schwindeln ließ, aber sie handelte instinktiv, denken konnte sie gar nicht, weil der Schlaf noch ihren Geist vernebelte.

Der Schatten lachte.

Natalie zitterte, das Lachen erzeugte eine Gänsehaut auf ihrem Körper.

»Keine Bewegung, ich habe eine Pistole«, sagte sie zischelnd.

Mit der anderen Hand tastete sie zum Lichtschalter und drehte ihn um. Das Deckenlicht der Kabine flammte auf. Natalie blinzelte kurz, dann stockte ihr der Atem.

Der Mann, der am Rand ihres Bettes saß, war niemand anderes als Kapitän Boscentis!

Er war unnatürlich bleich, bisher hatte Natalie Burger immer die gesunde, kraftstrotzende Art des Kapitäns bewundert und auch heimlich für ihn geschwärmt. Aber da er offensichtlich nur Augen für Muriela Sarantini gehabt hatte, hatte sie das bald aufgegeben.

»Was wollen Sie in meiner Kabine?« stieß sie heraus, um ihre Überraschung zu überbrücken. »Das ist nicht gerade die Art eines Gentleman, oder?«

»Ich will Ihr Blut, Natalie.«

Die Stimme des Kapitäns klang, als würde sie direkt aus einem Grab kommen: dumpf und unnatürlich.

Sie zuckte zusammen. »Sie machen Scherze, Kapitän Boscentis, ich…«

Krampfhaft riß sie die Astra-Pistole wieder hoch, die sie hatte sinken lassen, als sie den Kapitän erkannt hatte.

»Das ist kein Scherz, Natalie. Ich bin gekommen, um Ihnen den Vampirkuß zu geben.« In seinen Augen leuchtete es gierig auf. »Ich

will Ihr Blut trinken, und Sie zu meiner Braut machen. Zu meiner unsterblichen Braut.«

»Sie sind wahnsinnig. Sehen Sie denn nicht, daß ich die besseren Karten in der Hand habe? Und mit Irren springe ich nicht zimperlich um. Mir ist schon vieles untergekommen, ich habe immer geglaubt, jeden dummen Trick zu kennen, aber euch Kerlen fällt immer wieder etwas ein.« Sie lächelte schmal, und in ihren schrägstehenden Augen blitzte es. Lange Zeit war sie eine Bordsteinschwalbe gewesen, eine Nutte, ein käufliches Mädchen, bis sie ihren Millionär Henry Houlbone geheiratet hatte. Er hatte die Hochzeitsnacht nur um 25 Stunden überlebt und war dann an einem Herzinfarkt gestorben, was ihr ein Riesenvermögen eingebracht hatte.

Das Leben hatte sie in eine harte Schule genommen, jetzt gab es kaum mehr etwas, was sie aus der Fassung bringen konnte.

Der Kapitän lächelte, wobei er lange, nadelspitze Eckzähne entblößte. In den Kinofilmen und in Romanen hatten Vampire solche Zähne.

»Ich meine es wirklich ernst, Natalie«, bekräftigte Boscentis noch einmal. Er genoß ihre Angst. Die Pistole, die auf ihn gerichtet war, ignorierte er.

»Wenn Sie mich anrühren, schieße ich Sie über den Haufen.«

»Das schreckt mich nicht. Sie sind die Letzte in diesem Trakt des Schiffes. Die letzte Vampir-Braut. Alle anderen sind bereits unsterblich gemacht, treue Vasallen der Hölle… Der Keim wirkt schnell …«

Er fletschte die Vampirzähne noch weiter vor, und griff nach Natalie Burger.

Sie blieb eiskalt und drückte ab, wobei sie auf die Schulter des Kapitäns zielte.

Der Schuß bellte los, und deutlich sah Natalie Burger, wie die Kugel in die Schulter des Kapitäns wuchtete. In die helle Uniform wurde ein häßliches schwarzes Loch gestanzt – jedoch drang kein Blut aus der Wunde!

»Vampire kann man nicht mit normalen Kugeln verletzen, wissen Sie das nicht?«

Und dann schlug Boscentis zu, seine Faust drosch Natalie Burger die Astra-Pistole aus der Hand, die Waffe wurde davongeschleudert und ging irgendwo scheppernd zu Boden.

Natalie Burger starrte immer noch fassungslos auf die Wunde.

»Unsterblich mache ich dich, Natalie! Unsterblich… Es wird dir gefallen!«

Sie erwiderte nichts, der Schock lähmte sie, so daß sie nicht einmal mehr atmete.

Der Vampir-Kapitän grinste hämisch, beugte sich vor und riß Natalie Burger sodann zu sich heran. Ungeschützt lag ihre Halsschlagader vor

ihm, und mit einem gierigen Aufkeuchen ruckte Boscentis seinen Schädel vor. Blutrot loderten seine Augen, als er der Frau den Vampirkuß gab…

***

Corinna stöhnte vor Angst und Grauen.

Sie hetzte um die Korridorbiegung, glitt aus, ruderte mit den Händen, damit sie nicht fiel – und sah den hüfthohen Spalt in der Wand, als sie schon halb vorbei war.

Hinter ihr kam der einbeinige Untote. Für ein paar Sekunden konnte er sie nicht mehr sehen.

Corinna überlegte nicht mehr lange, aufkeuchend drängte sie sich in den dunklen, modrig stinkenden, nassen Spalt, kauerte sich zusammen. Es gab überraschend viel Platz. Sie tastete in die Dunkelheit hinein.

Nässe überzog den Boden – und dann spürte sie plötzlich ein Loch. Sie robbte geduckt von dem Wandspalt weg, tastete weiter.

Das Loch mußte unter den Korridorboden hinunterführen. Ein uralter Hohlraum, vielleicht eine Art Geheimgang, sie wußte es nicht, es war auch egal.

»Ich kriege dich, Schätzchen!« kicherte der Untote. Er mußte schon verdammt nahe sein. Das Pochen, mit dem sein Holzbein auf das morsche Holz des Korridors schlug, jagte Corinna Stier einen Angstschauer nach dem anderen über den Rücken.

Sie schmiegte sich in das Loch hinein, fand Halt, quälte sich weiter und lag dann ganz still. Über ihr wurden jetzt die Schritte laut.

Platsch. Poch. Platsch. Poch.

Unheimlich laut.

Sie bildete sich sogar ein, ferne Echos zu hören. Corinna Stier lag zitternd in ihrem Versteck und betete, daß das Monster weiterging.

Daß es den Spalt nicht entdeckte.

Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, ihre Finger krallte sie in den mehligen Holzboden. Sie hörte raschelnde Laute, leises Fiepen und Schnüffeln.

Ratten!

Lieber Gott! durchfuhr es sie.

Etwas schabte über den Boden.

Nicht über ihr, wo noch immer der Untote stehen mußte, sondern neben ihr, in der undurchdringlichen, feuchtkalten Finsternis!

Dann klangen über ihr die Schritte wieder auf. Ein gemurmelter Fluch war zu hören. »Versteck dich nur. Ich kriege dich. Ich finde dich. Und dann – dann spiele ich mit dir. Ich schlitze dich auf.«

Die Schritte entfernten sich, und Corinna Stier lag stocksteif. Neben ihr kam das Scharren und Schaben näher, leise Atemzüge waren zu

hören. Corinna hielt den Atem an, ihre Augen brannten, so intensiv starrte sie in die Düsternis.

Dann spürte sie die tastende Berührung an ihrem Hals…

***

Lauernd kam der Vampir näher. »Ihr bleibt an der Tür!« herrschte er die drei Untoten halb über die Schulter an. Damonas Muskeln spannten sich. Kalt sah sie dem Vampir entgegen, der sich jetzt wieder in Bewegung setzte.

»Na, langweilig?« zischelte der Steward.

»Ich beklage mich nicht.«

»Das würdest du aber, wenn du eine Ahnung davon hättest, was an Bord alles passiert.« Er kicherte.

»Und, was passiert alles an Bord?« Damona ließ ihre Stimme ruhig klingen.

»Meine Brüder und ich haben den Großteil der Passagiere zu unseresgleichen gemacht. Nur die Menschen, die sich im großen Aufenthaltssalon vergnügt haben, sind noch normal. Aber nicht mehr lange, dann werden auch sie zu Unsterblichen gemacht.«

Der Schrecken, den diese Botschaft in Damona hinterließ, war schlimm. Sie war erschüttert, und glaubte jetzt auch, den Plan, der hinter dem Ganzen stand, schemenhaft erkennen zu können.

»Ihr braucht finanzkräftige und einflußreiche Verbündete.« Sie sagte es tonlos.

»Ganz recht. Einflußreiche Leute wie dich. Leute, die in der Maske der Schafe unter den Schafen leben, jedoch in Wirklichkeit Wölfe sind.«

»Ein neuer Schachzug – von wem?«

»Bastardas Tod hat sich schnell herumgesprochen. Unser Meister – der große Zarangar – hat genauso schnell gehandelt.« Der Vampir genoß es sichtlich, ihr das alles ins Gesicht zu sagen.

»Ist er ein Dämon?«

»Nein. Niemand weiß, wer oder was er ist. Zarangar ist mächtig. Über Jahre hinweg hat er im Verborgenen auf seine Gelegenheit gewartet. Jetzt ist diese Gelegenheit da.«

»Und um mir das zu sagen, bist du extra hierher gekommen?«

»Es gehört zu deiner nächsten Lektion. Du mußt lernen, daß du ein Nichts bist gegen Zarangar und seine Helfer.«

Damona verlagerte leicht ihr Gewicht auf den rechten Fuß. Noch immer verdeckte sie mit ihrem Körper das Loch im Boden. Gleichzeitig überlegte sie fieberhaft.

»Was geschieht mit den weniger einflußreichen Personen?« wollte sie wissen.

»Ah, ich sehe, du denkst mit.« Der Vampir bleckte sein Gebiß, das

vorgewölbt war: tödlich spitze, wie zugefeilt aussehende Reißzähne, und an den Ecken die langen Vampirhauer. »Nur die Reichen und Mächtigen sind für uns wichtig. Alle anderen werden den Geistern der Untiefen geopfert, denn sie sind es, die uns helfen, dieses Unternehmen durchzuführen. Sie spenden dem Hexer die Kraft, dieses Totenschiff Realität sein zu lassen, sie sandten uns Hilfstruppen…«

»Die untoten Seeleute«, ergänzte Damona knapp.

»Ja.«

»Und jetzt? Das war doch nicht alles?«

»Nein«, antwortete Caldwell, der Vampir. Vorgebeugt, die Hände leicht erhoben, blieb er stehen. »Die nächsten Lektionen, die du lernen mußt, bevor dir auch die Unsterblichkeit als Vampirin gegeben wird… Die schlimmste Strafe für dich, die du das Schattenreich bisher immer bekämpft hast. Und das, obwohl du von Geburt aus eher zu uns gehörst.« Die Untoten an der Tür kicherten röchelnd. Die Unterhaltung schien ihnen zu gefallen.

Damona simulierte. Sie stöhnte, zeigte ihre Bestürzung jetzt, und dabei brauchte sie nicht einmal sonderlich zu schauspielern.

»Eine Frau wurde mit deiner Waffe erschossen. Bald wird man sie finden. Die Menschen, die dann noch nicht zu uns gehören, werden dich verdächtigen. In ihren Augen wirst du die Mörderin von Muriela Sarantini sein. Ein lustiges Spiel. Die Menschen werden dich hier unten finden – und dich töten wollen. Das aber wird nicht mehr möglich sein. Denn zu diesem Zeitpunkt wirst du bereits zum Vampir geworden sein. Du wirst uns die restliche Arbeit abnehmen. Du wirst die letzten Menschen auf diesem Schiff zu Vampiren machen.«

»Das bedeutet…«, begann Damona King leise, als sie die ganzen Konsequenzen überblickte.

»Das bedeutet, daß ich dich jetzt zur Vampirin machen werde!«

Gierig keuchend stieß der Vampir dies hervor.

»Vielleicht aber auch nicht!« widersprach Damona und federte vor, wobei sie gleichzeitig den Eisenhaken hochriß und in einem knappen Bogen in den Schädel des Vampirs niedersausen ließ…

***

Der Vampir brach mit einem grauenvollen Röcheln in die Knie!

Seine vor Gier verzerrte Fratze existierte nicht mehr, als Damona den Eisenhaken zurückriß, freibekam und kampfbereit herumwirbelte.

Die Untoten kapierten langsam – zu langsam; bis sie reagierten, hatte Damona ihren zweiten und dritten Schlag an den Mann – oder besser: an den Vampir gebracht.

Caldwells Schädel war zertrümmert, der Vampir bewegte sich trotzdem noch – jetzt aber tastete er blindlings umher, wollte Damona King zu fassen bekommen, was er aber nicht schaffte. Ein Fußtritt

warf ihn zurück.

Die untoten Seeleute aber stürzten sich vor.

»Ihr dürft mich nicht töten«, rief Damona scharf. Das wirkte. Die Unheimlichen stoppten kurz. Dann griffen sie an.

»Bevor wir dich entkommen lassen, töten wir dich. Unseren Gebietern ist jedes Leben recht, das wir ihnen opfern.«

Die Geister der Untiefen schienen ihr eigenes Spiel zu spielen. Damona knirschte mit den Zähnen, blickte sich wild um, erkannte aber, daß sie gegen diese Gespenster keine Chance hatte, nur mit einem Eispickel bewaffnet.

Der erste Untote schnellte sich vor, überwand die Distanz von gut zwei Yards mit einem einzigen, gewaltigen Satz, wie ein Gebirge aus Fleisch und Knochen wuchtete er heran, prallte auch hart gegen Damona, die darauf nicht gefaßt gewesen war.

Grollend rollte der Untote mit ihr über den Boden. Damona war zu schwach.

Die anderen beiden Untoten stapften ebenfalls herbei. Die geifernden, röchelnden Schreie des verletzten Vampirs gellten als Hintergrundmusik des Grauens.

Damona kam irgendwie frei, schlug mit dem Eisenhaken zu, traf auch und räumte den Untoten ab. Schlaff wurde er plötzlich, sie wälzte sich unter ihm hervor, rang nach Atem.

Die Beine ragten vor ihr auf.

Damona schlug mit dem Eisenhaken erneut zu. Die Spitze fraß sich in schlaffes Fleisch und Knochen und blieb stecken. Ein Ruck, und der Haken war Damona aus der Hand gefetzt. Sie wurde herumgerissen, stieß gegen den gefällten Untoten, die beiden anderen kamen. Sie robbte weiter, sah den Krummsäbel, der in der modrigen Schärpe des Seemanns steckte und zog ihn blank.

Mit einem klirrenden Scharren kam die Klinge frei.

Gerade rechtzeitig!

Der Schatten fegte heran, Damona wich aus, wurde aber trotzdem noch von einem brettharten Schlag gestreift, der sie herumwarf.

Aber diesen Schwung nützte sie aus, sie kam wieder auf die Füße, taumelte kurz, dann sah sie den Nacken des Untoten vor sich und schlug zu!

Sie köpfte den Unheimlichen!

Der andere lebte sein unheiliges Leben noch genau drei Sekunden länger, drang mit zum Schlag erhobenen Enterhaken auf Damona ein. Strähnige Haare flatterten.

Geschickt blockte Damona den kraftvollen Hieb mit der Säbelklinge ab, die sie beidhändig umklammert hielt. Scharrend fuhr Stahl über Stahl. Sie war schneller, eine verzweifelte Schnelligkeit: ein kraftvoller Ruck, dann hatte sie die Klinge frei, während der Untote noch immer

mit hochgereckten Armen dastand.

Damonas Säbelhieb traf ihn in die Körpermitte und warf ihn um.

Caldwell, der Vampir, taumelte ihr in den Weg. Seine Klauen fuchtelten herum. »Du entkommst nicht! Aus dieser Falle kommst du nicht mehr heraus. Der Hexer hat ein Pfand. Er hat – Mike Hunter und seine Mutter!«

Sprudelnd und gurgelnd hechelte der Vampir diese Worte, seine zerschmetterte Gesichtshälfte bewegte sich makaber.

Damona wich vor dem Vampir zurück. »Wo?« fragte sie nur. Eiskalt war ihre Stimme. In ihren Augen glühte ein heimlicher Funke auf.

Der Vampir brach wieder in die Knie, sein Körper verrenkte sich.

»Wo?« fragte Damona noch einmal.

Sie starrte den Blutsauger an. Sein Körper streckte sich noch mehr, verrenkte sich noch bizarrer, wurde länger, breiter, wie zerlaufender Brei, der von unsichtbaren Händen geformt wird.

Röchelnd tobte der Vampir.

Eine sanfte Stimme in Damonas Gehirn flüsterte: »Es muß sein, Kind, es – es tut mir leid!«

Der Geist von Damonas toter Mutter Vanessa wohnte in dem steinernen zweiten Herzen, das sie in der Brust trug, neben ihrem richtigen Herz, und Vanessa war es jetzt auch, die die Kraft des Hexenherzens einsetzte!

Ein blauer Lichtstrahl zuckte auf den sich windenden Vampir zu, hüllte ihn ein, der Körper wurde weiter deformiert.

»Unten im Laderaum. Bei den Särgen«, keuchte er.

Mehr wollte Damona nicht wissen. Sie erlöste den Vampir mit einem wuchtigen, blitzschnellen Hieb. Erbarmen kannte sie mit diesem blutsaugenden Monstrum nicht, das schon unzählige Menschenleben auf dem Gewissen hatte.

Der Weg war frei.

Heftig atmend bückte sich Damona, riß ihren Eisenhaken frei und taumelte zur Tür. Vor ihren Augen irrlichterten Blitze. Sie schwankte, blieb nur mit viel Mühe auf den Beinen, die Schwäche höhlte sie buchstäblich aus. Aber da war auch die leise Stimme ihrer toten Mutter… Ein geheimnisvolles Raunen wie von jenseits der Sterne.

Eine Art Kraftstrom, der sie durchhalten ließ. Für eine Weile wenigstens noch. Bis alles erledigt – oder alles verloren war…

***

Corinnas Herzschlag stockte, als die kalte Hand über ihren Hals tastete.

Schon wollte sie wie von Sinnen um sich schlagen, als sie das Wimmern hörte. Gleichzeitig registrierte sie noch etwas…

Die Hände an ihrem Hals – es waren kleine Hände.

Kinderhände!
»Markus!«
Zittrig hallte ihre Stimme in der Dunkelheit.
»Mami«, kam es einen Atemzug später zurück. »Mami, bist du das?«
»Ja, mein Kleiner. Ich bin da. Alles ist gut. Hab' keine Angst.« Corinna Stier weinte vor Erleichterung, sie zog ihren Sohn zu sich heran, nahm ihn in die Arme und vergaß für eine Weile ihre Umgebung.
Der Kleine war unterkühlt, er zitterte und schlotterte buchstäblich an allen Gliedern. Er weinte auch, ein leises, unterdrücktes, schluchzendes Weinen.
»Wer sind diese komischen Männer?« wollte er dann wissen.
»Ich weiß es nicht, Lieber.«
»Aber die sind böse, weißt du das?« Er unterbrach sein Weinen, klammerte sich fester an sie. »Sie tun mir nichts, wenn du da bist, oder?«
»Nein, sie tun dir nichts. Ich erlaube es ihnen nicht«, schluchzte sie.
»Der eine hat eine Frau gebissen, und dann haben sie mich gesehen.«
»Aber du bist davongelaufen. Und du hast dich hier versteckt?«
»Ja, ich war schnell. Hier haben sie mich nicht gefunden. Nur du.«
Sie spürte daß er ruhiger wurde. Ihre Gedanken überschlugen sich. Oben wurden wieder Schritte laut. Das brachte Corinna Stier in die Wirklichkeit zurück. Sie durfte hier nicht bleiben.
»Komm.«
»Wohin gehen wir, Mami?«
»Fort, zu einer Frau, die uns helfen kann.«
»Tante King?«
»Ja, zu Tante King.«
Sie hielt ihren Markus fest und robbte durch die feuchte Schwärze.
Der Hohlraum wurde größer, wurde zu einem niederen Gang, und Corinna begriff, daß das wirklich ein Geheimgang sein mußte. Es gab keine andere Erklärung.
Nach einer endlosen Kriecherei in der Finsternis stieß sie auf eine massive Holzwand. Ihre Hände tasteten fahrig darüber.
»Da drüben, Mami.«
Sie ruckte den Kopf herum, sah den fahlen Lichtstreifen und kroch nach einem kurzen Zögern mit Markus darauf zu.
Es mußte einen verborgenen Mechanismus geben, der die Wand zur Seite gleiten ließ. Wieder tastete Corinna Stier herum, und Markus half ihr, so gut er konnte. Er war auch still, denn vorhin hatte sie ihm erklärt, daß sie keine Geräusche machen durften.
Mit einem erleichterten Aufatmen quittierte sie die Entdeckung des Hebels. Aber bevor sie ihn betätigte, atmete sie noch ein paarmal tief durch. Was, wenn auf der anderen Seite der Wand die Unheimlichen

schon auf sie warteten?

Sie mußte es riskieren, das stand außer Frage.

Ein paar Meter hinter ihnen wurde nämlich plötzlich ein hämisches, grausames Kichern ausgestoßen, das sie nie mehr vergessen würde.

Der einbeinige Untote hatte sich wie eine Katze durch die Finsternis herangeschlichen.

***

Knallend krachte die kostbare Teakholz-Tür gegen die Wandtäfelung.

Lady Audville sah empört auf, vor lauter Schreck hatte sie ihre Karten fallen lassen, und das, obwohl sie wieder einmal ein phantastisches Blatt auf der Hand hatte.

In dem geräumigen Salon kehrte abrupt Stille ein. Die Musik dudelte jedoch unbeeindruckt weiter, während die grauenvollen Gestalten hereinstürmten.

Lady Audville kniff die Augen zusammen, das Monokel war ihr heruntergefallen, jetzt fummelte sie an ihrem wogenden Busen herum, um es wieder zu finden.

Nur undeutlich bekam sie mit, was passierte. Die Leute schrien plötzlich durcheinander. Auch Lara Andersson, diese eingebildete Gans, und Madame Tassiljon. Aufruhr ringsum.

»Aber – aber was ist denn?« stammelte Lady Audville.

Endlich hatte sie ihr Monokel wieder ans Auge gedrückt und der Anblick, der sich ihr bot, traf sie wie ein Schlag.

Monster bevölkerten den Raum!

Kreaturen, die direkt aus der Hölle entsprungen sein mußten. Wilde Horrorfratzen überall, wohin sie sah. Strähnige Haare, die bis über die Schultern fielen. Vermoderte Kleidung, auf der vereinzelt noch Seeschnecken und andere Kriecher des Meeres klebten. Die Augen aber blickten kalt wie Kieselsteine, ohne irgendwelche Regung. Es waren bleiche Augen.

Totenaugen!

»Niemand rührt sich!« blaffte einer der untoten Matrosen und schwang einen rostigen Enterhaken.

Ein Mann, der ganz in der Nähe von Lady Audvilles Tisch saß, federte hoch. Ein Stuhl stürzte um. Der Mann zog einen Derringer und schoß.

Die Kugel fetzte einen Splitter vom Schädelknochen des Enterhakenschwingers, drosch ihn auch ein, zwei Schritte zurück, richtete ansonsten aber kein Unheil an.

Der Unheimliche lachte nur.

Der Enterhaken flog sausend durch die Luft – und traf den Unglücklichen vor die Brust.

Aufbrüllend ging er zu Boden.

Panik brach los.

Auch Lady Audville riß sich hoch und stürmte los, wobei sie rücksichtslos die Ellenbogen gebrauchte.

Die grauenvollen Gesichter der lebenden Toten ruckten herum. Sie fühlte die Blicke aus den Totenaugen auf sich gerichtet – auf sich ganz allein.

Lady Audville schrie voller Schrecken. Ihr Herzschlag ging unregelmäßig, eine Knochenhand schien ihr die Brust zusammenzupressen.

Lady Audville kam bis auf fünf Yards an den Ausgang heran, dann stoppte sie, keuchte, griff sich mit beiden Händen ans Herz…

Der Schock war so grauenvoll, daß sie schier daran starb.

Vor ihr, in der Tür, stand Kapitän Boscentis, er hatte grausige Vampirzähne entblößt, und sein Mund war blutbeschmiert…

***

Die Ratten waren bis auf ein paar Zentimeter herangekrochen. Mike spürte, wie sie jetzt vollends ihre letzte Scheu verloren, er spürte, wie sie an seinen Jeans zupften und zerrten – noch vorsichtig, ängstlich, aber immer sicherer werdend.

Wieder klatschte er mit dem Gesicht ins Wasser. Er hielt es nicht mehr durch.

In den letzten paar Ewigkeiten war er seiner Schätzung nach höchstens zwei Yards weitergekommen. Der Rand der Wasserpfütze war endlos weit entfernt.

Das Fiepen schwoll zu einem höllischen Orgelkonzert an. Trippelnde Bewegungen. Dann die ersten tastenden Rattenfüße auf Mikes Körper…

Aufkeuchend riß er seinen Kopf wieder hoch, strengte sich an, und dann gellte sein verzweifelter Schrei in der eisigen Stille des Lagerraumes…

***

Diesen Schrei hörte Damona, die in fieberhafter Eile den Ladetrakt des Geisterschiffes entlanghetzte. Ihr Mund trocknete aus. Ein eisiges Ziehen rieselte über ihren Hinterkopf, dann das Rückgrat hinunter.

»Mike«, flüsterte sie, gleichzeitig aber empfand sie auch eine unbändige Erleichterung und Freude darüber, daß sie ihn gefunden hatte.

Sie erreichte die Tür. Der Schlüssel steckte von außen. So schnell sie konnte, drehte sie ihn im Schloß, stieß dann die Tür auf, daß sie innen gegen die Seitenwand prallte und knarrend zurückfederte.

Damona stürmte hinein.

Es war ein Sarglager!

Ein gewaltiges Sarglager. Sie konnte die Totenkisten nicht zählen, die

hier aufgestapelt waren, ahnte aber, daß es genau so viele waren, wie sich einflußreiche Passagiere an Bord befanden.

Mike Hunter lag in knöcheltiefem Wasser, das im Hintergrund des großen Laderaumes nahezu den gesamten Boden bedeckte. Damona schwenkte die Fackel und schrie.

Die Ratten, die schon über Mikes reglosen Körper wieselten, spritzten zur Seite davon, verkrochen sich fiepend und piepsend in ihre düsteren Löcher, aus denen sie hervorgekrochen waren.

»Mike!«

Damona hatte nur für ihn Augen. Sie kniete neben ihm nieder, wälzte ihn herum, achtete nicht auf das brackige Wasser, das durch ihre Jeans drang.

Mike keuchte. Seine Augen waren verdreht. Er konnte nicht sprechen, seine Lippen zuckten wie bei einem epileptischen Anfall.

»Großer Gott, Mike, was ist denn los mit dir?«

»Gefesselt«, stieß er hervor. »Magie…«

Damona spürte die unsichtbaren, klebrigen Fäden im gleichen Moment, spürte die Verzweiflung wieder aufkommen, und war doch nicht bereit, aufzugeben. Ruckartig zog sie Mike Hunter hoch und nahm ihn in die Arme. Ganz fest preßte sie ihn an sich, wobei sie sich eisern darauf konzentrierte, die Macht des Hexenherzens freizusetzen…

Würde es gelingen?

***

Ein kräftiger Ruck, und die Geheimtür brach knackend auf.

Licht fiel in die muffige Dunkelheit herein, blendete Corinna und Markus, während sie so schnell wie möglich hinauskrochen.

Hinter ihnen kam der Untote. Keuchend und schnaufend kroch er hinter ihnen heran, sein Gesicht war verzerrt, die toten Augen funkelten mordgierig, sein Maul stand weit offen. In der Rechten aber hielt er den rostigen Säbel, mit dem er sie und ihren kleinen Jungen umbringen wollte.

Corinna wuchs über sich hinaus. Sie rappelte sich auf die Füße, zog Markus hinter sich her, der prächtig mitmachte und gar keine Angst mehr zu haben schien.

»Wir zeigen's diesem Klappermann, Mami, wir sind schneller!« stieß er kurzatmig hervor.

Corinna konnte ihm keine Antwort geben, denn in diesem Augenblick sah sie den Leichnam der Frau…

***

Das silberne Gleißen brandete aus dem Nichts heran, umfloß Damona und Mike. Irrlichter flackerten auf, weiße, zuckende Gesichter und Gestalten. Lichtkaskaden sprühten.

Mike Hunter schrie, als würde ihm das Skelett aus dem Leib gerissen.

Aber als das Silberleuchten erlosch, war er frei, er konnte sich wieder normal bewegen, und das tat er auch. Er fiel Damona um den Hals, hielt sich an ihr fest und schöpfte tief Luft.

Damona ließ ihm nur ein paar Sekunden Zeit.

Mehr brauchte Mike auch nicht.

»Meine Mutter…«, sagte er.

Damona löste sich von ihm. »Ich – ich hab' niemanden gesehen.«

»Aber sie muß hier sein!«

Mike stand torkelnd auf, faßte sich an die Schläfe, blieb aber aufrecht stehen und fiel nicht wieder um, wie Damona schon befürchtet hatte.

Nichts.

Knackend und prasselnd brannte die Fackel, die außerhalb der Pfütze lag. Ihr Licht war nicht sonderlich hell, auch reichte es nicht allzu weit, aber für einen Rundblick genügte es.

»Sie haben sie in einem anderen Raum untergebracht.«

Damona bremste Mike, als der losmarschieren wollte. »Warte.«

Er schien ruhiger zu werden. »Wie kommt es eigentlich«, sann er plötzlich halblaut, »daß du da bist, wo ich bin – ich meine…«

»Ich erklär's dir, wenn wir einmal viel Zeit haben, okay?« Sie lächelte schief. »Viel wichtiger ist jetzt, daß du erfährst, was hier abläuft.« Sie erzählte es ihm, während sie sicherheitshalber doch noch das Sarglager durchsuchten. Wenn Mikes Mutter hier irgendwo in einem Sarg lag, durch eine schwarzmagische Fessel gebannt, dann mußten sie diese Zeit einfach aufwenden, obwohl ihnen jede Sekunde unter den Fingernägeln brannte. Denn während sie hier unten waren, ging oben die Vampirbrut ihrer grausamen Arbeit nach…

»Au, verdammt!«

Das war Mikes einziger Kommentar, als Damona fertig berichtet hatte.

»Und außer meinem Eisenhaken und dem rostigen Säbel haben wir keine Waffen.«

»Es wird immer besser«, brummte Mike.

Eine Antwort darauf war überflüssig, und so schwieg Damona auch.

Sie suchten verbissen weiter, fanden aber nichts. Und als sie sich schon abwandten und zur Tür gingen, hörten sie das unheimliche Röcheln…

***

»Sieh nicht hin!« hauchte Corinna und drückte Markus an ihre Seite.

Mit schnellen Schritten durchquerten sie die helle Kabine. Corinna drückte sich an der toten Frau vorbei, Richtung Tür, die weit offenstand.

Sie wollte nicht hinsehen, tat es aber doch. Die Frau war durch einen Schuß in die Brust getötet worden. Überall war Blut.

Die Waffe sah Corinna Stier einen Herzschlag später.

Es war eine Luger.

»Bleib stehen!« kreischte der einbeinige Untote, der erst jetzt aus dem Geheimgang herauskroch, sich aufrichtete und heranhumpelte.

»Mich wirst du nicht los. Ich bringe dich um. Die Geister der Untiefen lechzen nach deinem Leben.«

Corinna stürzte sich auf die Luger, schlug sich hart die Knie an, aber das war ihr gleichgültig. Sie hatte eine Waffe. Mit einem tränenerstickten Schrei kam sie hoch. Der Tote war bis auf zwei Schritte heran. Markus war zur Tür gelaufen und klammerte sich am Rahmen fest.

»Mami!« sagte er ganz leise.

Corinna Stier schoß. Sie zog den Stecher der Luger zweimal durch, und jeder Schuß traf. Die Luger ruckte in Corinnas Faust, die Geschosse, die sie ausspie, hieben in den Körper des lebenden Toten, und warfen ihn um.

Die Wundränder schienen Feuer zu fangen. Stinkender Rauch stieg davon auf.

Ein blitzschneller Vorgang, der den Unheimlichen förmlich auffraß – und nichts als mehlige, schwarze Asche zurückließ…

Corinna Stier aber wirbelte herum, nachdem sie lange – viel zu lange auf den vergehenden Leichnam gestarrt hatte. Markus jubelte und fiel ihr voller Begeisterung um den Hals.

»Komm, mein Kleiner«, flüsterte Corinna. Sie packte die Luger fester und eilte mit ihrem Sohn in den dunklen Korridor hinaus…

***

Das Röcheln kam aus einem Sarg!

Damona und Mike arbeiteten wie die Berserker, um den schweren Deckel aufzubekommen. Mit vereinten Kräften schafften sie das auch. Der Deckel polterte zu Boden.

»Ma!« sagte Mike erleichtert, als sich die rothaarige, rüstig wirkende Frau mit einem Seufzen aufrichtete und ihn und Damona anfunkelte.

»Äh, Ma, – du wolltest doch immer meine Damona kennenlernen, nicht wahr?« Mikes Galgenhumor war sagenhaft. »Bitte, hier ist sie. Dein Wunsch ist mir Befehl. Damona King, wie sie leibt und lebt. Damona, das ist meine Mutter.«

Es kam nicht oft vor, daß Lady Amelie Hunter mit offenem Mund staunte und keinen Ton herausbrachte.

Jetzt aber war genau das der Fall.

Mike half seiner Mutter aus dem Sarg. »Das ist kein Platz für dich.«

»Michael!« fauchte seine Mutter endlich entrüstet.

»Psst, Ma, wir sind hier auf Feindesland.«
»Feindesland? – Könnten Sie vielleicht die Güte haben, mir zu sagen, was hier vorgeht, Miß King? Mein Sohn scheint den Verstand verloren zu haben.«
Mike lachte. Ein nervöses, aber auch erleichtertes Lachen. Dem durchtrainierten Dämonenkiller war ein Riesenklotz vom Herzen gefallen, das erklärte seinen Übermut, obwohl die Lage überhaupt nicht rosig war.
Damona holte tief Luft. »Es ist nicht einfach zu erklären, Mrs. Hunter…«
Die Lady sah von Damona zu Mike, dann wieder zu Damona.
»Wenn ihr jetzt noch mit Dämonen und Geistern und anderen Phantasieausflüchten aufwartet, dann werde ich zur Furie!«
Mike schluckte.
»Wir müssen uns beeilen, Mrs. Hunter«, rettete Damona die Situation.
Amelie Hunter ließ einen erstaunten Blick über das gewaltige Sarglager streifen. Sie schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, was geschehen ist, aber ich glaube, Sie wissen, was Sie wollen, Damona.«
Und damit lächelte sie Damona herzerfrischend an. »Freut mich, Sie endlich kennenzulernen, Kind.«
Mike stand dabei, wunderte sich über Gott und die Welt – am ärgsten aber über seine Mutter.
Die hinter ihr liegenden Strapazen schien sie schon wieder vergessen zu haben, und diese makabre Umgebung machte offenbar auch keinen größeren Eindruck auf sie.
»Frauen«, brummelte Mike und stiefelte hinter Damona und seiner Mutter her, die bereits zum Ausgang gingen.
Unterwegs klärte Damona Lady Amelie Hunter dann doch auf. So schonend wie möglich. Die Lady erwiderte nichts, wurde aber ein Spur blasser. Ihre Zweifel jedoch schien sie immer noch zu haben.
Zwei Decks höher wurden ihr diese Zweifel eindrucksvoll genommen.
Und zwar von Corinna Stier, die plötzlich zitternd vor ihnen auftauchte, ihren kleinen Sohn Markus an der linken Hand, und in der rechten Damonas Luger.
»Damona!« entfuhr es der jungen, blondhaarigen Frau. Alle Erleichterung dieser Welt schwang in ihrer Stimme.
Einen Augenblick später sprudelte sie heraus, was sie erlebt hatte, und Damona und Mike – und vor allem Lady Amelie Hunter hörten ihr zu, ohne sie zu unterbrechen.
»Es ist schrecklich«, schloß Corinna ihren Bericht. »Diese lebenden Leichen sind überall. Ich habe keine Hoffnung mehr.«
Damona nahm ihr sanft die Luger aus der Hand, überprüfte kurz das Magazin. Noch sieben Kugeln.
Sie dachte an die Vampire, die mittlerweile die oberen Decks

bevölkern mußten, an die untoten Seeleute, an den Hexer, der diese ganze Armee des Grauens befehligte. Und auch an die Menschen, die nach den Worten Caldwells, des Vampirs, im großen Aufenthaltssalon in tödlicher Gefahr schwebten…

In ihrem Magen bildete sich ein Eisklumpen.

Eine Übermacht des Grauens stand bereit, sie zu vernichten, und sie hatten nichts als einen Eisenhaken, einen Säbel – und eine Luger mit sieben Kugeln aus geweihtem Silber…

ENDE